

Peter Weish

Erinnerungen eines „Atomgegners“¹

Das verlorene Urvertrauen

Psychologen und Verhaltensforscher sprechen vom Urvertrauen. Das ist die Grundhaltung aller Menschen, die in normalen Familien aufwachsen, eine Grundhaltung, die davon ausgeht, dass die Erwachsenen und ganz besonders die einflussreichen Verantwortungsträger ganz genau wissen, was sie tun und verantwortungsvoll für das allgemeine Wohl eintreten. Dass sie also das Vertrauen, das in sie gesetzt wird, voll und ganz rechtfertigen. Dieses Urvertrauen ist eine ganz wesentliche Grundhaltung, die das Zusammenleben der Menschen überhaupt erst in positiver Weise ermöglicht. Früher oder später macht aber wohl jeder die Erfahrung, dass das Urvertrauen nicht immer die angemessene Einstellung ist. Meine erste gravierende Erschütterung des Urvertrauens ereignete sich relativ spät, als ich Chemie studierte. Ein Professor der organischen Chemie hatte meine Bewunderung und großen Respekt, denn er konnte mit unglaublicher Geschwindigkeit die Tafel mit komplizierten chemischen Formeln vollschreiben. Wir wussten auch, dass er in der Entwicklung von Insektiziden tätig war.

Damals, Mitte der fünfziger Jahre, noch vor dem Erscheinen des Buches „Der stumme Frühling“ von Rachel Carson (1962), erfüllte mich eine tiefe Skepsis im Hinblick auf den großräumigen Einsatz von Bioziden. Allerdings nahm ich damals noch an, dass diejenigen, die diese Entwicklung betreiben, ganz genau wüssten, was sie tun, und dass sie sich hervorragend auskennen, wie solche Stoffe auch in der Umwelt wirken und dass man schwere Schäden ausschließen könne. Der besagte Professor erklärte uns eines Tages nach einer Prüfung, dass er vom Wissensstand seiner Studenten enttäuscht sei. Er appellierte an uns, wir sollten wesentlich intensiver studieren und betonte voller Stolz, dass er selbst seit der Matura nur mehr Chemiebücher in der Hand gehabt habe. Das war das Ende meines Urvertrauens. Mir war plötzlich klar: Der Mann, der Insektizide entwickelt, die großräumig in die Biosphäre freigesetzt würden, kann ja gar nicht wissen, was er damit anrichtet.

Erste Impressionen im Reaktorzentrum

Zahlreiche weitere Erfahrungen ähnlicher Art konnte ich als Dissertant und junger Wissenschaftler bei der Österreichischen Studiengesellschaft für Atomenergie im Reaktorzentrum Seibersdorf machen. Seit „Atom“ nicht mehr Synonym für Fortschritt ist, heißt es nicht mehr Reaktor-, sondern Forschungszentrum. Damals aber, in den sechziger Jahren, herrschte in diesem größten österreichischen Forschungsbetrieb eine vom Pioniergeist geprägte Aufbruchsstimmung. Es gab dort die modernste Ausrüstung an Geräten, eine große Zahl ambitionierter, begabter Wissenschaftler und faszinierende Forschungsaufgaben. Es war schön und anregend, auch neben der eigenen Arbeit den Gedankenaustausch und den Kontakt mit Kollegen anderer Fachrichtungen zu pflegen. Daher ergaben sich auch häufig Möglichkeiten zu Gesprächen über Fragen der Wissenschaft, Fragen des Fortschritts und der Technik im allgemeinen. So konnte ich auch gute Einblicke in das Denken und Streben von Technikern und Wissenschaftlern anderer Fachrichtungen gewinnen. Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre gab es ja die große Auseinandersetzung über die Gefährlichkeit der atmosphärischen Atombombentests, Auseinandersetzungen, deren prominenteste Vertreter der

¹ Die folgenden Seiten sind Ausschnitte aus Aufzeichnungen, die ich bereits vor vielen Jahren begonnen habe und die im Buch „Kein Kernkraftwerk in Zwentendorf – 30 Jahre danach“, (*publikation PN°1*, Bibliothek der Provinz) abgedruckt sind.

„Vater der Wasserstoffbombe“, Edward Teller, und der Chemiker und Nobelpreisträger Linus Pauling waren. Damals wurde von seiten der Mediziner und Strahlenbiologen sehr klar und deutlich die Gefährlichkeit von Niedrigstrahlung für die menschliche Gesundheit hervorgehoben. Es gab eine große Zahl wertvoller Publikationen maßgeblicher Wissenschaftler zu diesem Thema. Merkwürdigerweise nahm das Problembewusstsein in diesen Fragen nach dem Atombombenteststopp für atmosphärische Versuche deutlich ab.

Nach dem Teststoppabkommen betreffend atmosphärische Atombombenversuche legte sich sehr rasch die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Thema Niedrigstrahlung. Dazu trug offenbar die Propaganda für die so genannte friedliche Nutzung der Kernenergie bei. Schon bei der ersten Konferenz, die unter dem programmatischen Titel „Atome für den Frieden“ stand und 1955 in Genf abgehalten wurde, hatte man vorausschauend die Kritiker mundtot gemacht. So durfte der Strahlengenetiker und Nobelpreisträger Hermann Joseph Muller, prominentester Vertreter der amerikanischen Wissenschaftlerdelegation in Genf, sein Referat über die genetische Wirkung ionisierender Strahlung nicht halten.² Im Zusammenhang mit der zivilen Anwendung der Atomkraft herrschte eine grundsätzlich andere Haltung. Man war bereit, die Strahleneffekte zu verharmlosen. Diese Grundhaltung fand sich auch in aller Deutlichkeit im Reaktorzentrum Seibersdorf. Als junger Wissenschaftler war ich natürlich von den großzügig eingerichteten Labors und den guten Randbedingungen für wissenschaftliche Arbeit sehr beeindruckt. Auch der lockere Umgangsstil der Institutsleiter zu ihren Mitarbeitern unterschied sich wohlthuend vom verkrampten, hierarchischen Arbeitsklima mancher Universitätsinstitute, in denen der Ordinarius häufig einen unberechenbaren, launischen und ungnädigen „Gottvater“ verkörperte.

Wen oder was der Strahlenschutz schützt

Bei meinem Eintritt in das Reaktorzentrum bekam ich allerhand Geschichten darüber zu hören, wie manche Leute mit radioaktiven Substanzen umzugehen pflegen. Dabei waren so groteske Vorfälle, die ich einfach nicht glauben wollte. Beispielsweise, dass ein Feuerwehrmann, der gleichzeitig wichtige Funktionen im Strahlenschutzinstitut ausübte, bei einer Verseuchung in einem Handschuhkasten, einer so genannten „glove-box“ (das ist ein geschlossener Kasten mit Öffnungen, die mit Gummihandschuhen geschlossen sind) in der für ihn gewohnten Weise mit dem Feuerwehrschauch so lange Wasser hineinspritzte, bis das ganze Labor radioaktiv verseucht war. Ich lachte damals darüber, dass man so naiv sei zu glauben, ich würde solche absurden Geschichten glauben und zitierte Roda Roda: „Ehe ich mich so sehr wundere, glaub ich’s lieber nicht!“. Leider stellte sich heraus, dass die Realität manchmal noch haarsträubender war. Das brachte mich nach und nach in Bezug auf die Strahlenproblematik zu einer immer kritischeren Grundeinstellung. Besonders irritierte mich die verniedlichende und oberflächliche Grundhaltung zu diesem Thema seitens der professionellen Strahlenschützer. Denn es liegt ja in der Natur der Sache, dass man zu der Annahme neigt, dass ein Strahlenschützer – jemand der die Menschen vor den schädlichen Wirkungen ionisierender Strahlung schützen soll – verlässlich im Hinblick auf den Gesundheitsschutz ist. Sehr bald aber erkannte ich die Eigeninteressen des professionellen Strahlenschutzes. In dankenswerter Offenheit hat diese industriefreundliche, anwendungsorientierte Einstellung zur Kerntechnik der damalige Präsident der amerikanischen Strahlenschutzgesellschaft, D. W. Moeller, 1971 zum Ausdruck gebracht, als er im Juliheft der renommierten Zeitschrift „Health Physics“ in einem Appell an die Mitglieder sinngemäß folgendes schrieb: Der Ausbau der Kernindustrie biete enorme Chancen für den Berufsstand der Strahlenschützer, und es liege im Interesse der Health Physics Society, sich aktiv für diese Entwicklung auszusprechen. Er appellierte an die Mitglieder dieser Strahlenschutzgesellschaft, sich noch stärker als bisher für die Anwendung der Atomkraft einzusetzen und schloß seinen

² Für seinen Nachweis, daß Röntgenstrahlung Erbschäden auslösen, hatte er 1946 den Nobelpreis für Medizin erhalten.

Aufruf mit den Worten: „Let's put our mouth where our money is“ („Wes' Brot ich ess, des' Lied ich sing“).

Strahlung ist unschädlich!

Diese kernenergiefreundliche Grundeinstellung war auch in Seibersdorf bestimmend, aber noch dazu auf unglückliche Weise mit hochgradiger Ignoranz betreffend Strahlengefahren verbunden. Ich war damals auch gelegentlich in die Strahlenschutz Ausbildung eingebunden und referierte über die biologische Wirkung ionisierender Strahlung vor den einjährig-freiwilligen Luftwaffenpionieren und anderen Gruppen im Rahmen der damaligen Zivilschutzausbildung. Eines Tages wurde ich von der Chefsekretärin des Strahlenschutzinstituts angerufen und aufgefordert, zum Vortragssaal zu kommen, weil dort der Chef, Dr. T. gerade einen Vortrag vor niederösterreichischen Ärzten halte und im Rahmen der Diskussion jemand dort sein sollte, der über biologische Strahlenwirkungen Bescheid wüßte. Als ich quer durch das Reaktorzentrum zum Vortragssaal ging, dachte ich mir, daß diese Diskussion bedeutungsvoll sein könnte. Damals war das Projekt Zwentendorf schon allgemein bekannt, ein Projekt, das mich mit großem Unbehagen erfüllte. Ich wußte auch, daß es ein Memorandum niederösterreichischer Ärzte gegen dieses Kernkraftwerk gegeben hatte, und ich dachte mir, möglicherweise sind auch einige kritische Ärzte in dem Auditorium, das mein Chef gerade mit seinen lichtvollen Ausführungen beglückt hatte. Ich kam gerade zum Ende des Vortrags zurecht, als die Diskussion einsetzte. Ein Arzt fragte: „Stimmt es, daß man den radioaktiven Abfall mit Raketen in den Weltraum schießen wird?“ Darauf die Antwort des Dr. T.: „Nein, nein, das ist Unsinn, den Weltraum brauchen wir noch“. Andere Fragen tauchten auf und eine der Antworten meines Chefs war, daß Statistiken zeigten, die Kerntechnik sei der sicherste Bereich der Technik. Das wollte ich aber nicht so stehen lassen und meldete mich zu Wort. Ich erklärte, daß solche vergleichende Statistiken über die Sicherheit in der Industrie vorwiegend die tödlichen Arbeitsunfälle berücksichtigen, daß es aber bei der Kernindustrie das spezifische Risiko der Niedrigstrahlung gäbe, mit Strahlenspätchäden, die bei solchen Risikovergleichen nicht berücksichtigt werden. Die Reaktion meines Chefs war heftig. Er beendete hastig die Veranstaltung und ich merkte, daß er bitterböse auf mich war, offenbar, weil er Widerspruch nicht vertragen konnte. Beim Hinausgehen zischte er mich an: „Sie, Weish, wenn Sie sowas nochmal machen, dann schieß ich Sie hinaus!“ Ich entgegnete: „Wenn Sie die Wahrheit nicht vertragen...“ Darauf er (heftig): „Das ist nicht die Wahrheit!“ Ich sagte: „Dafür, daß er die mutationsauslösende Wirkung ionisierender Strahlung nachgewiesen hat, hat Hermann Joseph Muller 1946 den Nobelpreis bekommen.“ Darauf mein Chef heftig: „Auch Nobelpreisträger können sich irren!!!“. Er räsonierte dann noch eine Weile und sagte dann etwas einlenkend: „Also eines kann ich Ihnen sagen, Weish, wenn Sie weiter so agieren, werden Sie es nicht weit bringen“. Meine Antwort war damals: „Wenn Sie eine Karriere im Reaktorzentrum meinen, können Sie recht haben.“ Von da an gab es wiederholt Reibereien. Eines Tages hielt mir Dr. T. vor, als Verantwortlicher für die Sicherheit könne er nicht dulden, daß ich im Labor elektrische Geräte installiere. „Die Gefahren des Reaktorzentrums liegen auf einer ganz anderen Ebene!“ entgegnete ich damals meinem Chef „Wie komme ich dazu, dass bei unseren Laborfenstern ständig Strahlung hereinkommt, und das nur deshalb, weil man die Lagerhalle für radioaktive Abfälle mit lächerlichem Well-Eternit verkleidet hat?“. Darauf sagte T.: „Wir haben nicht mehr Geld gehabt“. Meine Antwort war damals: „Wenn man kein Geld hat, dann kann man auch kein Kernforschungszentrum bauen“. Die Diskussion wurde immer heftiger. T. warf mir vor, ich sei viel zu zimperlich, was Strahlung betreffe. Er vertrat die Ansicht, dass alle Dosen unterhalb der höchstzulässigen, völlig bedeutungslos und unschädlich seien. Als ich wagte zu widersprechen, schrie er mit erhobener Stimme: „Ich habe fünfzig Röntgen abbekommen und ich werde beweisen, dass das unschädlich ist!“ „Wie wollen Sie das beweisen?“ fragte ich. „Indem ich gesund

bin!“ schrie mich T. an. „Aber Sie sind doch gar nicht gesund, Sie sind doch ein kranker Mann!“ hielt ich ihm entgegen, was ihn in höchstem Maße ergrimmte. Es war kein nettes Gespräch zwischen Chef und Mitarbeiter, aber ich lernte bei solchen Gelegenheiten, dass ich nicht nur die besseren Argumente, sondern auch die besseren Nerven hatte.

Atomgegner werden nicht geboren

Nach und nach festigte sich in mir die Überzeugung, dass es meine Pflicht als Wissenschaftler sei, Dinge, die ich erkannt und für richtig angesehen habe, auch der Öffentlichkeit mitzuteilen. Ein Wissenschaftler, der von Steuergeldern bezahlt wird, hat die soziale Verantwortung, sein Wissen, sofern es die Interessen der Allgemeinheit berührt, dieser auch bekanntzugeben. Das führt natürlich zu gewissen Loyalitätskonflikten gegenüber dem Arbeitgeber, denn es war klar, dass ich mit dieser Meinung im Reaktorzentrum eine Außenseiterposition einnahm. Der Strahlenschutz etwa hatte professionelle Interessen, an Bedeutung zu gewinnen. Das kann er nur, wenn die Strahlenanwendung ausgeweitet wird und auf diese Weise der Bedarf an professionellen Messtechnikern und Strahlenschützern zunimmt. Der Grundsatz: Die Strahlenbelastung ist *so niedrig wie möglich* zu halten, gilt solange, als man die *Nichtanwendung* der Kerntechnik nicht in den Bereich des Möglichen einbezieht. Mit anderen Worten, die Expansion der Kernenergie gilt als selbstverständliches, nicht zu hinterfragendes Ziel. Obwohl ich wusste, dass ich mit meiner Kritik durchaus im Recht war, fühlte ich mich dennoch manchmal wie ein Nestbeschmutzer. Die Neigung, sich gruppenkonform zu verhalten ist in psychologischen Versuchen (Salomon Asch) erwiesen worden, und nur eine Minderheit schafft es, ihre Meinung gegen die der Gruppe zu stellen. Das wusste ich damals nicht, fühlte aber, wie schwer das ist. Voraussetzung ist jedenfalls Vertrauen in die Ergebnisse des eigenen Nachdenkens und ein starkes Gerechtigkeitsgefühl.

Das vor allem war für mich ein Antrieb, mich nach einer beruflichen Alternative umzusehen. Dazu kam auch noch die Erfahrung einer gewissen Abstumpfung gegenüber Strahlung. Ich merkte, dass ich das gesunde Gefühl des Unbehagens im Strahlenbereich mehr und mehr zu verdrängen begann, andererseits aber gewöhnte ich mir kuriose Verhaltensweisen an: Da bei unseren Laborfenstern wegen der nahe gelegenen Lagerhalle für nukleare Abfälle ein erhöhter Strahlenpegel herrschte, hatte ich mir angewöhnt, nie vor dem Fenster zu stehen, sondern immer hinter einem Betonpfeiler. Dieses Verhalten merkte ich manchmal auch außerhalb des Reaktorzentrums an mir und mir fielen dann die armen Eisbären im Zoo mit ihren Bewegungsanomalien ein. Auch das festigte in mir die Überzeugung, sobald wie möglich dem Reaktorzentrum den Rücken zu kehren. Aus diesem Grund – und weil auch Hedi, meine Frau, mir den Rücken stärkte, indem sie meinte, ich bräuchte mir von so einem Chef nichts gefallen zu lassen – machte ich aus meinem Herzen keine Mördergrube.

Anti-Atom-Partnerschaft mit Edi Gruber

Bei den täglichen Fahrten ins Reaktorzentrum und zurück mit dem Werksbus lernte ich einen jungen Chemiker kennen, der im Gästelabor des Chemieinstituts dissertierte. Edi Gruber war ein tief sinniger, kritischer Geist. Er hatte auch hervorragende didaktische Fähigkeiten und konnte mir so manches, das ich während meines Physik- und Chemiestudiums nicht verstanden hatte, im Autobus im Gespräch mit wenigen Sätzen klarmachen. Er wiederum war höchst interessiert, etwas über Biologie zu erfahren. In unserer kritischen Sicht über die Vorgänge im Reaktorzentrum und die Gefährdung durch Atomenergie waren wir uns einig. Eines Tages rief er mich aufgeregt an, im Chemieinstitut sei eine radioaktive Verseuchung passiert. Ihm sei aufgefallen, dass der Institutsleiter und ein Messtechniker mit Geräten das ganze Institut

abgegangen waren und dann als Quelle der Verseuchung die Werkstätte ausmachen konnten. Dem ahnungslosen Mechaniker hatte jemand ein Metallteil zur Bearbeitung übergeben. Nach der Bearbeitung an der Drehbank war die ganze mechanische Werkstätte im Chemieinstitut radioaktiv verseucht. Dem Strahlenschutz, der ja dafür zuständig gewesen wäre, hatte man kein Sterbenswörtchen mitgeteilt. Hingegen erhielt der Mechaniker jede Menge Zellstoff mit dem Auftrag, seine Werkstätte sauberzuwischen. Auf seine Frage, ob das gefährlich sei, erhielt er die Antwort: „Sie werden daran nicht sterben“. Mein Freund Edi versuchte nun in seinem Labor, das nicht weit von der Werkstätte war, eine etwaige radioaktive Verseuchung aufzuspüren. Er war erfolgreich und entdeckte ein „heißes Teilchen“, eine punktuelle starke Strahlenquelle. Es gelang ihm, sie mit einem Stück Klebeband einzufangen – das Körnchen war so klein, dass man es mit freiem Auge nicht erkennen konnte – und unter dem Gamma-Vielkanalmessgerät zu untersuchen. Es stellte sich heraus, dass es sich um Spaltprodukte handelte.

Ich war Mitarbeiter einer kleinen Forschungsabteilung im Strahlenschutzinstitut und mein Abteilungsleiter Dr. Locker war damals auch formal für einige Strahlenschutzbelange zuständig. Als ich ihm von diesem Vorfall im Chemieinstitut erzählte, meinte er, es könne nicht schlimm gewesen sein, sonst hätte er davon gehört. Es sei undenkbar, dass der Strahlenschutz nicht informiert worden wäre und ich solle nicht falsche Dinge behaupten. Am gleichen Tag noch, sprach er mich in dieser Sache an und erklärte mir, dass er höchst aufgebracht sei. In dem Buch, in dem solche Vorfälle aufzulisten sind, habe er keine Eintragung gefunden. Als er aber den Strahlenschutzchef Dr. T. daraufhin angesprochen habe, hätte dieser erklärt, er wüsste davon, aber das sei nur eine Bagatelle gewesen.

Die Kernkraftwerks-Verhinderungsgesellschaft

Oft diskutierte ich mit Edi Gruber die menschlichen Unzulänglichkeiten im Zusammenhang mit folgenschweren technischen Entwicklungen. Wir waren uns einig, dass die Kernenergie mehr Gefahren als Nutzen in sich birgt und dass die Durchschnittsmenschen, von denen wir ja umgeben sind, von dieser Technik bei weitem überfordert sind.

Als Ende der Sechzigerjahre die Kernkraftwerks-Planungsgesellschaft gegründet wurde, trugen Edi und ich Argumente gegen die Kernenergie zusammen. Eines Tages, als wir in unserem Labor beisammen saßen und unsere Argumente diskutierten, um einen Beitrag für die Radiosendung „Magazin der Wissenschaft“ zusammenzustellen, meinte ich: „In der Zentrale gibt es die schöne Messingtafel mit der Aufschrift KERNKRAFTWERKS-PLANUNGSGESELLSCHAFT. Wir sollten an unserer Labortür eine Tafel anbringen mit der Aufschrift: KERNKRAFTWERKS-VERHINDERUNGSGESELLSCHAFT“.

Es war uns bewusst, dass die Gedanken einiger Außenseiter nicht allzuviel bewegen würden. Für mich war aber damals bestimmend, die Verantwortlichen sollten später einmal nicht sagen können: Wir haben es nicht gewusst.

Es waren auch Aussagen prominenter Wissenschaftler, die mich damals motivierten, in dieser Sache weiterzuarbeiten. Eines Tages hörte ich im Rundfunk ein Interview mit unserem technisch-wissenschaftlichen Leiter, Prof. H. In Hinblick auf die Kernenergie sagte er, es sei nicht Sache der Wissenschaft, dafür oder dagegen aufzutreten, sondern es sei Sache der Industrie, die sagen müsste, ob man billigen Strom brauche, um konkurrenzfähig zu sein oder nicht. Ich dachte mir damals, das wäre ja genauso, als wenn man sagen würde: Ob man in großen Mengen DDT über Felder streuen darf oder nicht, das ginge niemanden etwas an, außer dem Bauern, der entscheiden müsse, ob er mit oder ohne Gift Kartoffeln billiger produzieren könne. H. sagte aber noch etwas anderes, was mich zutiefst empörte: „Es wird immer wieder behauptet, Strahlung erzeugt Krebs. Das Gegenteil ist richtig: mit Strahlung heilt man Krebs“. Aussagen dieser Art motivierten uns damals in unserem Bestreben, die Gegenargumente gegen die großtechnische Anwendung der Atomenergie zusammenzutragen. Es gab ja eine Menge

Information in der Bibliothek, in trockenen technischen Reports. Es genügt schon zu lesen, wie sich manche Atombegeisterte die nukleare Zukunft vorstellten, um das Gruseln zu bekommen. Bevor ich aber dem Reaktorzentrum 1970 den Rücken kehrte, war es mir ein Anliegen, dem hauptverantwortlichen Leiter des Zentrums, Prof. Michael H. die schlimmen Missstände im Strahlenschutz mitzuteilen. Er empfing mich gnädig und gab sich ausgesprochen jovial. Ich erinnere mich noch gut an einige Teile unseres Gesprächs. Er wühlte in einigen Papieren und sagte, er sehe sich immer die Dienstbeschreibung derjenigen Leute an, die kündigen und das Reaktorzentrum verlassen. „Hier steht, Sie fürchten sich vor Strahlung, stimmt das?“ fragte er. „Ich bin für Vorsicht, Herr Professor“, antwortete ich. „Da haben Sie Recht“, meinte er. Als ich ihm einige der geradezu haarsträubenden Geschichten aus dem Strahlenschutz erzählte, in der Meinung, ihn zu schockieren, war ich überrascht. Er war bestens informiert über derartige Schlamperereien und Verantwortungslosigkeiten. Er sagte wörtlich: „Schauen Sie, Herr Kollege, ich kenne viele Kernforschungszentren. Manche davon haben einen so guten Strahlenschutz, dass sie überhaupt nicht zur praktischen Arbeit kommen – und wir haben halt das andere Extrem“. „Für das du verantwortlich bist“ – dachte ich damals, einigermaßen erschüttert. Mit Erleichterung habe ich mein Dienstverhältnis bei der Österreichischen Studiengesellschaft für Atomenergie gekündigt.

Berufliche Veränderung

Damals hatte ich zwei Posten in Aussicht, im Hygieneinstitut wurde mir eine Assistentenstelle angeboten und eine andere im Institut für Zoologie an der damaligen Hochschule für Bodenkultur, bei Prof. Schubert-Soldern, den ich sehr schätzte. Die Option mit dem Hygieneinstitut konnte nicht verwirklicht werden. Ich hatte am Weltgesundheitstag ein Kurzreferat über gesundheitliche Aspekte ionisierender Strahlung gehalten, bei dem ich einige kritische Worte über die Atomkraft eingeflochten hatte. Am Tag darauf rief mich Dozent A. aus dem Hygieneinstitut an, bei dem ich die Assistentenstelle in Aussicht hatte, und sagte mir das folgende: Der Chef des Hygieneinstituts, Prof. Flamm habe ihn am Tag nach diesem Vortrag gefragt, ob jener Herr Weish, der dort referiert habe, der gleiche sei, der die Assistentenstelle im Hygieneinstitut antreten möchte. Als Kollege A. bejahte bekam er zu hören, dieser Mann käme als Assistent nicht in Frage, denn mit Extremisten möchte er nichts zu tun haben. Ich war über diese Auskunft einigermaßen betroffen, aber dachte mir auch, dass es wahrscheinlich besser sei, eine Assistentenstelle bei einem solchen Chef gar nicht erst anzutreten. Ich schrieb damals einen langen Brief an Prof. F, den ich aber nie abschickte. Vielleicht finde ich ihn noch einmal, er ist sicher nicht ganz uninteressant.

Die BOKU war mir ohnehin sympathischer. Mein Freund Martin Steiner war dort Assistent und er hat mich Prof. Schubert-Soldern empfohlen. Dieser stimmte zu und mir wurde die vakante Assistentenstelle im Institut für experimentelle Zoologie und Anatomie und Physiologie der Haustiere an der Hochschule für Bodenkultur angeboten.

Der erste Aufsatz, Kühnelt, Lötsch

Prof. Wilhelm Kühnelt war mein prospektiver Dissertationsvater, und als ich (1963) nach Seibersdorf gegangen bin, um dort zu dissertieren, war er sehr böse auf mich. Seine Motivation und Aversion erfuhr und verstand ich erst später. Mit meiner Dissertation hatte ich dann auch einige Probleme und viele bange Stunden durchgemacht. Ich musste von Kühnelt die Dissertation begutachten lassen und auch das Lernen für das Rigorosum war einigermaßen angsterfüllt so dass ich monatelang nicht gewagt habe, mich zur Prüfung anzumelden. Eines Tages hat mich Kühnelt in sein Zimmer geholt und über Seibersdorf ausgefragt. Ich rechne es ihm hoch an, dass er in diesem Gespräch versöhnliche Töne angeschlagen hat: „Die Sache von damals ist vergessen...“ Das hat mir Mut gemacht, zum Rigorosum anzutreten.

1969, als ich noch im Reaktorzentrum angestellt war, habe ich einmal mit meinem Cousin, Peter, der ein ambitionierter Pfadfinder war, über meine Erfahrungen in Seibersdorf geredet und ihm meine Sorgen über die Kernenergie mitgeteilt. Mein Cousin hat darauf gemeint: „Schreib doch darüber einen Aufsatz für unsere Pfadfinderzeitung!“ Und so verfasste ich meinen ersten Artikel gegen die Atomkraft unter dem Titel „Kernenergie“. Später erst wurde mir bewusst, dass der Name „Aufbruch“ dieser Pfadfinderzeitschrift bezeichnend für meinen darauf folgenden Lebensweg war. Diesen Artikel habe ich damals meinem Ex-Lehrer, Prof. Kühnelt, zugeschickt mit einer Widmung „Ihr Schüler Peter Weish“, – das war schon drei Jahre nach meiner Promotion – und ich habe dann auch dazugeschrieben, „es würde mich freuen, mit Ihnen einmal über diese Dinge reden zu können“. Daraufhin hat er „das Kriegsbeil begraben“ und mich zu sich gebeten. Er konnte sich bei dem Gespräch davon überzeugen, dass ich nicht in das Lager der Atomfetischisten abgedriftet bin, sondern im Gegenteil, dass ich der biologischen Linie treu geblieben bin. Er hat mir damals, was ich als großen Vertrauensbeweis gesehen habe, das Kapitel über Strahlung in seinem Lehrbuch „Grundriss der Ökologie“ vorgelegt und mich gebeten, es für die zweite Auflage neu zu bearbeiten. Von da an war ich mit Prof. Wilhelm Kühnelt wiederum sehr gut und habe diese gute Beziehung wirklich genossen, denn er war ja ein großartiger Mensch. Jahrelang hatte ich darunter gelitten, dass ich ihn enttäuscht hatte, als ich als sein angehender Dissertant ins Reaktorzentrum gewechselt war und dass wir ein so schlechtes Verhältnis zueinander hatten.

Prof. Kühnelt hat es dann auch befürwortet, dass ich zu dem Thema Kernenergie einen öffentlichen Vortrag an der Universität halte, und zwar im so genannten „Vertreibungsverein“, das ist der despektierliche Kosenamen des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Und in diesem Rahmen habe ich dann im Jahr 1970 einen Vortrag gehalten, mit dem Titel: „Atomenergie und Biosphäre“. Ich erinnere mich noch gut, dass ich vor diesem Vortrag sehr aufgeregt war; ich war damals über die Maßen schüchtern und publikumsscheu. Wenn ich ein Mikrofon gesehen habe, auch ein ganz privates, sogar auch das Mikrofon des eigenen Tonbandgerätes, habe ich sofort einen „Frosch“ im Hals gehabt, und wenn ich dann meine eigene Stimme aus dem Lautsprecher gehört habe, war ich hochgradig unzufrieden mit meiner unbeholfenen Sprechweise. Ich hatte damals große Hemmungen, vor Leuten zu sprechen. Man kann sich also vorstellen, was es für mich bedeutet hat, vor einem Auditorium, noch dazu einem sehr gemischten und auch zum Teil sehr kritischen Auditorium, jetzt meine Thesen zu vertreten zu müssen. Vor diesem Vortrag habe ich Bernd Lötsch getroffen, der kurz zuvor einem Vortrag im Auditorium Maximum gegen die Brücke über den Neusiedler See gehalten hatte. Ich war von Bernd Lötsch, den ich ja vom Studium her kannte, tief beeindruckt, von seiner Wortgewandtheit, seiner Rhetorik und seinem Selbstbewusstsein, und habe ihm mitgeteilt, wie schwer mir dieser Vortrag über die Atomenergie im Magen liegt. Er hat mich damals sehr lieb aufgebaut und mir Mut zugesprochen. Der Vortrag ist dann auch ganz gut gelaufen und Bernd hat mir auch gesagt, dass er ihn als sehr wichtig und notwendig erlebt hat. Dieser Vortrag hatte Folgen. Er wurde er in den Jahresberichten des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse abgedruckt und es war für mich ein großer Erfolg, eine Publikation zu diesem Thema zu haben.

Prof. Kühnelt war ein Pionier in Umweltfragen an der Universität, denn er installierte ein Seminar zur Umweltproblematik, in dessen Rahmen ich Gelegenheit hatte, zur Atomkraft zu referieren. Aus den Seminarteilnehmern bildete sich eine Arbeitsgruppe zur Atomenergie, die bald eine wirksame Öffentlichkeitsarbeit entfaltete. Insbesondere in Niederösterreich organisierten diese aktiven Biologiestudenten Informationsveranstaltungen zur Kernenergie. Neben Information vermittelten sie die Motivation zur lokalen Etablierung von Bürgerinitiativen, die sie inhaltlich und organisatorisch berieten. Carl Manzano und Günter Pfaffenwimmer, die beide in der AKW Bewegung eine wichtige Rolle spielten, haben in dieser Studentengruppe ihre Aktionen begonnen.

Atomkraft und Naturschutz.

In die Zeit meines ersten Anti-Atomartikels (1969) in der Pfadfinderzeitschrift namens „Aufbruch“ (nomen est omen... es war ja auch mein persönlicher Aufbruch in Sachen Umweltengagement) fällt auch mein erster Kontakt mit dem österreichischen Naturschutzbund. Der Vorsitzende der Landesgruppe Niederösterreich, Hofrat Dr. Erich Czwiertnia, hat mich zu einem Gespräch eingeladen und mir vorgeschlagen, eine Arbeitsgruppe Kernenergie innerhalb des Naturschutzbundes ins Leben zu rufen. Dies war deshalb wichtig, weil manche prominente Naturschützer, die zu Recht die Zerstörung wertvoller Alpentäler und Stromlandschaften durch Kraftwerksbauten ablehnten, in der Kernenergie eine hoffnungsvolle Alternative sahen. Zu diesen Pionieren des Naturschutzes gehörte auch Prof. Gustav Wendelberger, und ich erinnere mich noch an ein sehr heftiges Gespräch zwischen uns beiden am Rande irgendeiner Veranstaltung, wo er aus seiner naturschützerischen Perspektive meine Ablehnung der Kernenergie nicht gelten lassen wollte. Czwiertnia war da schon etwas weiter. Es war aber auch nicht schwierig, neben Prof. Wendelberger auch die übrigen Naturschützer in Österreich davon zu überzeugen, dass die Kernenergie keine Lösung ist, die man leichtem Herzens akzeptieren könnte. Das Konzept der E-Wirtschaft in Österreich hat ja nicht gelautet: „Kernenergie statt Wasserkraft“, sondern „Kernenergie und Wasserkraft“, denn für ein großes Kernkraftwerk braucht man Reserveleistungen und das sind die großen Speicher in den Alpen. So war der Malta-Speicher für Zwentendorf gedacht und für das zweite Atomkraftwerk hat man den Dorfer-Speicher in Planung genommen. Ich habe 1970 auch einen atomkritischen Aufsatz für die Naturschutzzeitschrift „Wiener Naturschutznachrichten“ geschrieben. Während im Jahr 1973 in Österreich der Naturschutzbund schon zu einem klaren Nein in der Frage Kernenergie gefunden hatte, lagen die Dinge in Deutschland noch anders. Der Bund Naturschutz in Bayern unter seinem Vorsitzenden Hubert Weinzierl hat damals noch ein bedingtes Ja zur Kernenergie vertreten. Ich erinnere mich noch an verschiedene Gespräche, bei denen ich versucht hatte, den deutschen Freunden klarzumachen, wenn sie ein bedingtes Ja zur Kernenergie sagen, dann verzichten sie auf die wichtigsten Gegenargumente.

Die embryonale Bewegung

Als ich 1970 aus dem Reaktorzentrum ausschied um eine Assistentenstelle an der Hochschule für Bodenkultur anzutreten, hatte ich sehr rasch engen Kontakt mit der damals noch sehr kleinen Anti-Zwentendorf-Bewegung. Ich erinnere mich noch gut an die kleine Schar braver Leutchen, die noch vor Baubeginn am Standort des Kernkraftwerks Zwentendorf eine Kundgebung abhielten. Darunter waren vor allem einige alte Herren, die sich gelegentlich anhören mussten: „Das sind ja die gleichen Leute, die schon gegen die Eisenbahn protestiert haben“. Ich war damals mit Edi Gruber bei den jüngsten der Anti-Atom-Bewegung. Ich erinnere mich noch an die Frage, die uns damals des öfteren gestellt wurde: „Glaubt ihr wirklich, dass ihr das Kernkraftwerk verhindern könnt?“ Meine Antwort war damals: „Ich glaube es eher nicht, aber wenn es uns nicht gelingt, das erste Atomkraftwerk zu verhindern, dann vielleicht das zweite, und wenn nicht das zweite, dann vielleicht das dritte.“ Das Klima damals ist aus heutiger Sicht kaum mehr verständlich. Es herrschte Untertanenmentalität und Obrigkeitsgläubigkeit und man glaubte an einen Fortschritt, der uns in ein goldenes Industriezeitalter führen würde. Kaum jemand wagte, einem Politiker oder irgendeinem höheren Beamten öffentlich zu widersprechen.

Die anerkannten und die selbsternannten Experten

Ich erlebte immer wieder, wenn ich meine Ansichten und Einsichten kundtat, dass Zuhörer ungläubig den Kopf schüttelten und meinten: „Wenn das stimmt, was Sie da sagen, dann müssten es doch auch die Verantwortlichen oder Experten wissen, und wenn das so wäre, dann würden sie das ja nicht tun“. Es galt also nicht nur, die „andere Seite“ der Kernenergie unters Volk zu bringen, sondern auch den Fortschrittsglauben und das Urvertrauen zu erschüttern. In dieser ersten Phase der Auseinandersetzung mit der Kernenergie – und es war ja auch die Anfangsphase der Ökologiebewegung – kam es darauf an, „anerkannten“ Experten öffentlich entgegenzutreten. Aber auch das war keine leichte Aufgabe. Man hat damals Experten aus dem Ausland eingeladen denn man wusste genau, bei ausländischen Gästen kommt der „Gastbonus“ zum Tragen. Kritik an einem höflich begrüßten Gast wirkt immer ungehörig und unpassend. Noch dazu von so genannten selbsternannten Fachleuten, wie wir damals von den Atomlobbyisten bezeichnet wurden. Damals wurde immer wieder erklärt, diejenigen, die wirklich etwas davon verstehen, die Atomphysiker, die Atomingenieure usw., die wären ja alle dafür. Dagegen sind eigentlich nur die, die Angst aus Unwissenheit haben und die müsse man halt nur aufklären.

Ich erinnere mich noch gut an eine Veranstaltung im Wirtschaftsförderungsinstitut, das muß ungefähr 1971 gewesen sein. Besonders in Erinnerung ist mir ein Referat des Prof. Otto Hug, eines Münchner Strahlenbiologen, der zu dieser Enquete als Experte eingeladen war. Damals kannte ich schon die wichtigen Arbeiten von John Gofman und Arthur Tamplin, zwei Wissenschaftlern, die innerhalb der amerikanischen Atomenergiekommission (AEC) an einem biomedizinischen Programm arbeiteten. Gofman und Tamplin hatten Material zusammengetragen, aus dem klar hervorging, daß für die Auslösung von Krebs durch Strahlung kein Schwellenwert anzunehmen ist, das heißt, keine Dosis, unterhalb derer die Strahlung wirkungslos wäre. Gofman und Tamplin haben damals ausgerechnet, daß eine Kernindustrie, die die höchstzulässigen Bevölkerungsdosen ausschöpft (das sind 170 Millirem pro Jahr in der ganzen Bevölkerung) im Laufe der Zeit das Krebsrisiko um ca. 5%-10% erhöhen würde. Damit wären pro Jahr 16.000 - 32.000 zusätzliche Krebstote in den USA zu erwarten.

Prof. Hug hat nun in seinem kernenergiefreundlichen Referat auf Gofman und Tamplin Bezug genommen und erklärt, es sei zwar zunächst einmal durchaus legitim, von den bei höheren Dosen gefundenen Effekten Extrapolationen in den niedrigen Dosisbereich zu machen, aber bei Gofman und Tamplin handelte es sich um eine „Extrapolatio ad absurdum“ und die langt dann auch bei absurden Ergebnissen an. Hug führte dann aus, wenn Gofman und Tamplin Recht hätten, dann würden im Schwarzwald, wo eine erhöhte natürliche Strahlung vorhanden sei, die Krebshäufigkeit deutlich höher sein, als in der Durchschnittsbevölkerung. Ich habe dann in der Pause Prof. Hug daraufhin angesprochen. Er machte einen ernsthaften und höchst akademischen Eindruck auf mich und ich war damals als braver und konservativer Jungwissenschaftler noch autoritätsgläubig. Ich habe Prof. Hug damals höflich gefragt, wie denn die Krebshäufigkeit im Schwarzwald wirklich aussieht: „Gibt es Untersuchungen, die zeigen, daß im Schwarzwald keine höhere Krebshäufigkeit besteht, als anderswo?“ Da meinte Hug: „Nein, solche Untersuchungen gibt es nicht“. Ich habe dann darauf erwidert, wenn es keine Untersuchungen gibt, dann sei seine Argumentation, Gofman und Tamplin irrten, weil sonst im Schwarzwald die Krebshäufigkeit erhöht wäre, unhaltbar. Ohne genaue Untersuchung kann man sowas doch nicht sagen, denn – so fügte ich sarkastisch hinzu – man kann doch nicht annehmen, daß deswegen, weil dort die natürliche Strahlung und damit die spontane Krebsrate etwas höher ist als anderswo, die Krebstoten auf der Straße herumliegen. Darauf hat Hug nichts geantwortet. Umso größer war meine Empörung, als er dann am Ende der Diskussion vor Publikum noch einmal sein Argument, das ich in der Pause, leider nur unter vier Augen, widerlegt hatte, wiederholte. Für mich war das damals so eine Art „Aha-Erlebnis“, daß Experten, die in der Öffentlichkeit Unbe-

denklichkeitsbestätigungen für die Kernkraft ausgeben, manche ihrer Argumente nicht verwenden, weil sie von ihrer Richtigkeit überzeugt sind, sondern von ihrer Wirksamkeit. Die Situation der Atomgegner war damals schwierig. Man musste so von unten aus dem Auditorium seine kritischen Meldungen loslassen und oben auf dem Podium hat Prof. Hans Grumm dann mit Hohn und Sarkasmus alles kommentiert und ad absurdum zu führen versucht. Es war dies wie gesagt eine sehr schwierige Situation. Die Zoologin Frau Prof. Gertrud Pleskot, eine ältere, würdige Dame, hat das ganze sehr viel gescheiter gemacht. Sie war nebenbei eine redegewandte Sozialdemokratin und hat daher auch verstanden, wie man so etwas anpackt. Sie ist damals unaufgefordert an das Podium getreten und hat ihr Kontra-Statement abgegeben, das recht wirksam war.

Der damalige Leiter des Instituts für Reaktortechnik in der österreichischen Studiengesellschaft für Atomenergie (Reaktorzentrum Seibersdorf) war Prof. Hans Grumm. Er war ein äußerst eloquenter Mann, und konnte sehr gut andere Leute beeindrucken, so auch mich. Ich hatte bei verschiedenen Gelegenheiten mit ihm anregende Gespräche und stuft ihn als eine sehr interessante Persönlichkeit ein. Nach meinem Ausscheiden aus der SGAE lernte ich ihn von einer ganz anderen Seite kennen. Grumm war ein äußerst ambitionierter Verfechter der Kernenergie und dazu ein wortgewaltiger Demagoge. Wenn er in der Öffentlichkeit über Gegner der Atomkraft sprach, dann sagte er, das seien entweder Leute, die davon überhaupt keine Ahnung hätten, verkrachte Existenzen oder Wissenschaftler, die Ärger mit ihrem Chef gehabt haben, womit er offenbar mich meinte.

Abseits der Öffentlichkeit wurden andere Geschichten verbreitet, so zum Beispiel am Tag nach der ersten Informationsveranstaltung in Zwentendorf, es muss wohl im Jahr 1971 gewesen sein. Einige prominente Atomexperten wurden aufgeboten und hielten bis gegen 23:00 Uhr ihre fortschrittseuphorischen und verharmlosenden Vorträge vor dem staunenden Publikum in Zwentendorf in einer großen Halle. Der strenge Bürgermeister, Hauptschuldirektor und beinhardter Kernkraftwerksverfechter, führte die Diskussion. Ich hatte damals bei der nicht sehr günstigen Voraussetzung, die sich für Diskussion bot, die Absicht, nicht lange zu reden, sondern mich eher mehrmals kurz und prägnant zu Wort zu melden. Das war aber ein Fehler, denn schon bei der zweiten Wortmeldung übergang mich der Bürgermeister mit den Worten: „Sie waren ja schon dran, jetzt sollen Zwentendorfer zu Wort kommen“.

Am Tage nach dieser Veranstaltung rief mich ein Bekannter an und sagte mir sinngemäß: „Stellen Sie sich vor, was mir der Amtsarzt von Tulln gesagt hat. Auf die gestrige Veranstaltung angesprochen, meinte er, die Atomgegner seien doch allesamt Spinner und Ignoranten. Als ich ihm zu bedenken gab, da sei doch auch Dr. Weish, ein Strahlenbiologe, unter den Gegnern gewesen, meinte er: „Hören Sie auf mit dem, der ist ja wegen Betrügereien aus Seibersdorf entlassen worden!“ So also gehen die Herren mit Meinungsgegnern um! Natürlich wertete ich diese Ehrabschneiderei als das, was sie war: Argumentationsnotstand. Aber es war trotzdem ärgerlich, und des öfteren bekam ich Meldungen ähnlicher Art. Es ist viel leichter, einen Gegner hinter seinem Rücken zu verunglimpfen, als sich mit seinen sachlichen Argumenten auseinanderzusetzen.

Im Februar 1972 gelang es Walther Soyka, den amerikanischen Strahlenmediziner John W. Gofman zu einem Vortrag nach Wien zu holen. Das Amerika Haus, wo der Vortrag zunächst geplant war, sagte unmittelbar vor dem Vortrag ab. Gofman war offenbar wegen seiner kritischen Einstellung gegen die Atomenergie im offiziellen Amerika in Ungnade gefallen. Prof. Kühnelt sprang aber ein, indem er den Hörsaal der Zoologie an der Uni. zur Verfügung stellte. Gofman hielt einen brillianten Vortrag, zu dem sich sogar Herr Nishiwaki von der IAEA eingefunden hat. Besonders hat mich die ruhige, souveräne Art Gofmans beeindruckt, mit der er auf provokante Fragen Nishiwakis repliziert hat. Es ist kurzfristig gelungen, ein Gespräch in kleinem Kreis zwischen Gofman und Bruno Kreisky zustande zu bringen. Der Kanzler hat dem amerikanischen Gast aufmerksam zugehört. Edi und ich haben Gofmans kurzer Zeit in Wien zu

ausgiebigen Gesprächen und Interviews genutzt. Die Begegnung mit dieser großartigen Persönlichkeit und die wechselseitige Sympathie hat mir für meine weitere Arbeit viel Kraft und Zuversicht gegeben.

Das Märchen von Menzenschwand

In der Diskussion um die Kernenergie hat damals eine tragende Rolle gespielt, was ich heute gerne die „Millirem-Diskussion“ nenne. Es wurde über die Niedrigstrahlung diskutiert, die von Kernanlagen ausgeht, und die gängige Argumentation war, daß ca. 1% der ohnehin vorhandenen natürlichen Strahlung zusätzlich im Nahbereich der Kernindustrie wirksam würde. Also ein Millirem gegenüber ca. 100 Millirem durchschnittlicher natürlicher Strahlenbelastung. Das gängige Argumentationsschema lief damals so, daß man sagte, es gibt ja eine Schwankungsbreite natürlicher Strahlung, und solange die Kernenergie innerhalb dieser Schwankungsbreite bliebe, könnte man ja nicht ernsthaft etwas dagegen haben. Um die Schwankungsbreite der natürlichen Strahlung besonders groß erscheinen zu lassen, wurde damals immer wieder auf Menzenschwand Bezug genommen, einen Ort im Schwarzwald. Schon der deutsche Strahlenbiologe Otto Hug hatte ja 1 Jahr zuvor im WIFI in Wien erklärt: „...wenn Gofman und Tamplin recht hätten, dann müßte im Schwarzwald ein erhöhtes Krebsrisiko vorhanden sein“. Was hat es nun mit diesem Schwarzwald auf sich und mit diesem Menzenschwand? Ich habe damals, 1972 auch im Jahrbuch der Atomwirtschaft gelesen, daß in Menzenschwand die durchschnittliche Keimdrüsenbelastung der Menschen ungefähr das Zwanzigfache des Durchschnitts ausmache, also 1.800 Millirem pro Jahr betrüge. Das wäre wirklich eine beachtliche Dosis gewesen. In Fischerhude bei Bremen, im Rahmen unseres Sommercamps, habe ich Hans Helmut Wüstenhagen darauf angesprochen und gefragt, was es mit diesem Menzenschwand auf sich habe. Was ist das für ein besonderer Ort? Wieviele Leute leben dort, und weshalb kann dort die Strahlenbelastung so hoch sein? Helmut Wüstenhagen hat mir damals gesagt: „Naja, das ist so ein kleiner Kurort und in der Nähe davon befindet sich ein alter aufgelassener Uranstollen im Wald.“ Da ist bei mir gleich der Groschen gefallen und ich dachte mir – und Edi Gruber dachte dasselbe – man wird doch nicht beim Stollen gemessen haben? Für uns war das eine Herausforderung zur Nachforschung. Auf einer unserer Touren durch Deutschland im November 1972 haben wir Geigerzähler mitgenommen und wollten dem Phänomen Menzenschwand auf die Spur kommen. Und es war so, wie vermutet. Im Ort Menzenschwand war keine Rede vom zwanzigfachen des Normalwerts, sondern solche hohen Werte hat man nur im Wald messen können, eine halbe Stunde zu Fuß von der Straße entfernt, vor dem aufgelassenen Uranstollen auf dem Abraummateriale, das man da zutage gefördert hatte. Wir haben später sarkastisch geschrieben: „Wenn jemand aus Menzenschwand diese im Jahrbuch der Atomwirtschaft angeführte durchschnittliche Gonadendosis überhaupt bekommen will, dann muß er sich ein Jahr lang im Wald auf diesen Abraum hinsetzen.“ Wir hatten damit eine der Lügen der Atomwirtschaft aufgeblättert.

Senckenberg

Der aus Deutschland stammende Verhaltensforscher Gernot Graefe, der am Institut für vergleichende Verhaltensforschung in der Außenstelle Donnerskirchen gearbeitet und der 1970 meinen Vortrag an der Universität gehört hatte, wurde ein aktiver Mitstreiter. Gleichzeitig war er aber auch Mitglied der deutschen „Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft“. Diese Gesellschaft hat ihren Sitz im Museum Senckenberg in Frankfurt, und ein prominentes Mitglied dieser Gesellschaft war auch schon seinerzeit Johann Wolfgang Goethe. Dieses Senckenberg Museum hat damals im Jahre 1972 eine Ausstellung zu Umweltproblemen gemacht und auch eine Vortragsreihe dazu organisiert. Ein Kapitel in dieser ganzen Thematik war auch die

Kernenergie, die damals besonders in Deutschland mit großer Fortschrittseuphorie vorangetrieben wurde. Es gab damals schon Kernkraftwerke in Deutschland. Aber es gab kaum Wissenschaftler, die vom Fach her einigermaßen beschlagen waren, die sich bereit erklärt hätten, kritisch zur Kernenergie Stellung zu nehmen. Und so bestand große Nachfrage nach kritischen und sachverständigen Vortragenden. Gernot Graefe hat mich als Referent empfohlen und ich erhielt eine Einladung von Prof. Schäfer, dem Direktor des Museums und Forschungsinstituts, in Frankfurt am Main einen Vortrag in dieser Umwelt-Reihe zu halten. Für mich war das damals ein großes Ereignis, an einem Sonntag vormittag im Festsaal des Museums vor einem interessierten und gebildeten Publikum als ausländischer Gast einen großen Vortrag zu halten. Direktor Schäfer hat mich gefragt, ob ich bereit wäre, auch Fragen zu beantworten, denn es seien Herren von Siemens und AEG vorstellig geworden und hätten angefragt, ob man auch Diskussionsfragen stellen dürfe. Ich habe natürlich gerne zugestimmt. Mit ein bißchen Zittern und Nervosität habe dort meinen Vortrag gehalten aber es ist einigermaßen gut gegangen. Ich war nun erstmals in der Rolle eines eingeladenen Gastes und erlebte die Diskussion ganz anders als bisher. Die Herren der Industrie, von AEG und Siemens haben höflich, wie sich's halt gehört, dem Vortragenden Fragen gestellt und der Vortragende hat die Fragen beantwortet und hat immer das letzte Wort gehabt. Es war das eine äußerst angenehme Position und ich war absolut nicht in Verlegenheit zu bringen. Besonders verwundert war ich dann aber, als mir Prof. Schäfer vor dem Auditorium herzlich gedankt hat, erstens, dass ich den weiten Weg nicht gescheut habe und dann vor allem, das hat er hervorgehoben, die ruhige und sachliche Art, in der ich dieses Thema dargestellt habe. Mir ist bei dieser Gelegenheit klar geworden, dass meine etwas fade, schleppende und gar nicht geschliffene Rhetorik da vielleicht sogar sehr positiv gewesen ist. Es war dies ein ganz großes Erfolgserlebnis, denn ich musste auf einmal nicht mehr aus dem Hintergrund irgendwelche Bemerkungen loswerden und dann das Schicksal des Abgeschmettertwerdens erleiden, sondern ich war der, dem man zugehört hat, der wert genug war, eingeladen zu werden und dessen Worte man dann auch ernst nehmen musste und dem man mit Höflichkeit und Achtung entgegenkam. Die weitere Folge dieses Vortrags war dann auch eine Publikation. Ich habe mit Edi Gruber mein Vortragsmanuskript überarbeitet und in der Schriftenreihe des Senckenberginstituts wurde ein Bändchen mit unserem Beitrag gedruckt, der auf dem Vortrag beruht hat. Wir nannten diesen Beitrag „Atomenergie und Umweltsituation. Die Radiointoxikation der Biosphäre“. Nicht ganz ohne Stolz kann ich behaupten, damals schon die Entwicklung treffend eingeschätzt zu haben: "Gelingt es, das Umweltproblem an seiner Wurzel, dem unkontrollierten Wachstum des Energieverbrauchs zu behandeln, so wird sich die Energieverknappung als Scheinproblem erweisen und der Aufbau der Kernentechnik künftig paradigmatisch für eine technische Fehlentwicklung stehen."

Die Bremer Professoren

Edi Gruber und ich haben im Jahr 1972 in einem von einer sehr aktiven Bürgerinitiative in Fischerhude bei Bremen veranstalteten Sommercamp einen Kurs zum Thema „Strahlenbiologie für Atomgegner“ abgehalten. Zu dieser Zeit habe ich eine ganze Reihe von Personen kennengelernt, in Deutschland, aber auch aus anderen Ländern, z.B. Holland und auch aus dem Elsass, mit denen ich noch viele Jahre Kontakt haben sollte. In diesem Sommercamp in Norddeutschland war aber auch Gelegenheit, engagierte junge deutsche Wissenschaftler kennenzulernen. Damals ist die Universität Bremen, ein „linkes“ Modell, erst wenige Jahre alt gewesen, die Professoren waren im Durchschnitt sehr jung, manche wurden sogar ohne Habilitation berufen, und es waren durchwegs gesellschaftskritische „linke“ Typen. Für mich faszinierend war die unglaubliche Offenheit und Nichtkorrumpiertheit dieser Leute. Die Kernphysiker Jörn Bleck, Klaus Bätjer und Jens Scheer haben dieses Camp besucht und haben auch unseren Ausführungen zugehört. Es war erfreulich, zu erleben, wie diese jungen

Universitätsprofessoren ihren engagierten Sachverstand in die antinukleare Richtung gelenkt haben. Sie waren als kenntnisreiche, gesellschaftskritische Linke gleich in der Lage, auch die gesellschaftlichen Dimensionen der Industrielobbies und ihrer Taktiken zu durchschauen, und es hat damals ein für mich auch sehr wichtiger wechselseitiger Lernprozess eingesetzt. Ich habe gesehen, dass diese engagierten, politisch wachen Jungprofessoren wesentlich offener und ehrlicher auftreten können als so manche im verkrusteten akademischen Establishment in Österreich, die nie den Mund aufgemacht hätten, aus Angst, sich vielleicht zu blamieren oder vielleicht in ihrer gesellschaftlichen Anerkennung Einbußen zu erleiden.

Wir haben damals in diesem Sommercamp auch ein Rollenspiel inszeniert, Edi Gruber und ich haben die Rolle von Industrieexperten bei einem Anhörungsverfahren gespielt und unsere „Schüler“ damals, denen wir versucht haben, die atomkritische, wissenschaftliche Argumentation zu vermitteln, die waren in der Rolle der Bürgerinitiativen bei einem Anhörungsverfahren. Ich habe damals, so glaube ich, die Rolle des Industrieexperten gut gespielt, die Gegenargumente locker und brutal abgeschmettert, auch mit dem Hinweis, es sei völlig unwissenschaftlich, was da von diesen Atomgegnern behauptet würde. Ich war stark beeindruckt, wie leicht es ist, aus der Position des „anerkannten“ Experten, der die wissenschaftliche Terminologie als Waffe einsetzt, Bürger abzuschmettern und zu diskreditieren. Eine holländische Aktivistin hat mich während dieses Rollenspiels ganz ernst und nachdenklich angeschaut und danach hat sie gesagt: „Du Peter, ich habe auf einmal das Gefühl gehabt, du gehörst zu der anderen Seite“.

Hans Helmut Wüstenhagen und das Erfolgserlebnis in Karlsruhe

Bei dem Kurs in Fischerhude hatte ich Hans Helmut Wüstenhagen kennengelernt. Er war der Vorsitzende des BBU, des Bundesverbandes Bürgerinitiativen Umweltschutz in Karlsruhe. Wüstenhagen hat mir später von seinen Auseinandersetzungen berichtet, die zwischen dem BBU und dem Kernforschungszentrum Karlsruhe gelaufen sind. Es wurden damals am Zaun, an der Grenze des Kernforschungszentrums, von der Bürgerinitiative erhöhte Strahlungswerte gemessen, und man hat das in der Öffentlichkeit kundgetan. Das Kernforschungszentrum versuchte zu dementieren. Ein öffentliches Gespräch wurde vereinbart. Hans Helmut Wüstenhagen hatte mit den Leuten des Kernforschungszentrums und dem BBU eine Konfrontation ausgemacht, und zwar unter dem Titel „Vier gegen vier“, vier Wissenschaftler aus dem Kernforschungszentrum gegen vier Vertreter der Bürgerinitiative. Geplant war eine 90-minütige, vom süddeutschen Rundfunk übertragene Podiumsdiskussion in einer Halle vor großem Publikum. Das Kernforschungszentrum hat seine erste Garnitur aufgeboten, den prominenten Bereichsleiter Kernenergie Prof. Wolf Häfele, der auch als Vater des Schnellen Brütters in Kalkar bezeichnet wurde. Häfele war eine sehr wirkungsvolle Persönlichkeit mit einer langsamen und gewichtigen Stimme, ein Pastorensohn, der sehr eindrucksvolle Auftritte zustande brachte. Ein weiterer Vertreter war der Verantwortliche für die Abfallbehandlung Krause und ein anderer, an den ich mich noch erinnere, war der Leiter des Strahlenschutzinstitutes, ein Mediziner und Strahlenschützer, ich glaube, er hieß Prof. Kiefer. Wüstenhagen hatte mich eingeladen, als einer der vier von der Bürgerinitiative an diesem Streitgespräch teilzunehmen. Als ich damals in Karlsruhe ankam, hat mich Wüstenhagen vom Bahnhof abgeholt und zu mir gesagt: „Sie werden lachen, Herr Weish, über das, was ich Ihnen jetzt sage. Als wir gestern die Namen unserer Teilnehmer bekanntgeben mussten, habe ich gesagt, Dr. Weish, und da fragten die Herren: Der aus Wien? Und als ich bejahte, wollten sie das Gespräch nicht mehr“. Das war natürlich eine höchst aufbauende Information. Ich war damals noch sehr schüchtern und nervös und hatte vor dieser Konfrontation den üblichen Druck in der Magengrube. Aber diese Nachricht, aus der klar hervorging, dass die andere Seite sich auch nicht wohlfühlte, hat mich stark aufgebaut. Wüstenhagen hat dann gesagt, wenn sie das Gespräch

nicht wollen, dann ist das ein Kneifen, das der BBU in der Öffentlichkeit auch entsprechend darstellen würde. Daraufhin haben die Herren aus Karlsruhe doch beschlossen, das Gespräch zustandekommen zu lassen.

Vor solchen Konfrontationen pflegt man ja die Podiumsteilnehmer einander vorzustellen in irgendeinem Nebenraum und bei solchen Gelegenheiten schaut man sich natürlich immer etwas argwöhnisch und sorgenvoll seine Gegner an und schätzt seine Möglichkeiten ab. Für mich war es ein interessantes Erlebnis, Häfele zu begegnen. Dieser normalerweise unglaublich gewichtig auftretende, selbstsichere Mann war blass, hatte Schweißperlen auf der Stirn und zitterte sichtlich ein bisschen. Ich wurde plötzlich ganz ruhig und hatte das gute Gefühl, dass ich stark sei, stark deshalb, weil ich meine Überzeugung vertrete, weil ich aus meinem Gewissen und Wissen heraus argumentieren kann, Häfele aber muss die Kernenergie verteidigen. Dieses starke, positive Erlebnis war für die künftigen Auseinandersetzungen von größter Bedeutung. Aber auch die Auseinandersetzung damals bei dieser Podiumsdiskussion verlief gut in unserem Sinn, obwohl die Situation sehr schwierig war. Ich erinnere mich, dass ich damals schon auf die Chancen der Sonnenenergie hingewiesen habe. In dem großen Auditorium gab es natürlich zahlreiche Vertreter aus dem Kernforschungszentrum, und als ich die Sonnenenergie als zukunftsfähige Alternative ansprach, gab es schallendes Gelächter im Saal. Auch daran sieht man, wieviel sich in der Zwischenzeit eben doch geändert hat.

Das problematische Druckgefäß

Eines Tages hatte der unermüdliche Walther Soyka herausgefunden, daß der für die Genehmigung zuständige Beamte im Ministerium für Bauten und Technik Zweifel an der Konstruktion des Reaktor Druckgefäßes hegte. Er brachte mich mit dem jungen Materialphysiker Wolfgang Kromp zusammen und wir besuchten Bruno Eisler in seinem Büro, in dem eine kleine Sammlung von Fragmenten explodierter Dampfkesseln zu bewundern war. Eisler erklärte uns, daß er über alle zu bewilligenden Druckgefäße stapelweise Unterlagen bekäme, über den gefährlichsten aber, den des AKW Zwentendorf hätte er zu seinem Ärger so gut wie nichts an Datenmaterial bekommen. An Hand einer Kurve, die er akribisch aus Alter und Druckbeanspruchung vieler explodierter Dampfkessel gezeichnet hatte, demonstrierte er uns, daß der Dampfkessel des AKW Zwentendorf nach 25 Jahren Betrieb explodieren könnte. Sarkastisch bemerkte er dazu, er könne noch nicht sagen, ob die Brennelemente mitfliegen oder zurückbleiben würden – das könne er erst wissen, wenn er Detailpläne bekäme. Von Wolfgang lernte ich damals, daß kein Material so sicher sei, wie die Kerntechnik es verlangen würde und daß Druckbeanspruchung, sowie chemische Korrosion und „Strahlenversprödung“ in ihrem Zusammenspiel, insbesondere mit dem Zeitfaktor nicht ausreichend berechenbar sind. Eisler war verärgert, daß man ihm mit dem Hinweis auf den amerikanischen ASME Code erklärt habe, die österreichische Dampfkesselverordnung sei nicht anzuwenden, daß sich dies aber als Falschinformation erwiesen habe. Am unteren Ende des Druckgefäßes gibt es an einer Stelle, für die nach der österreichischen Dampfkesselverordnung ein Mindestkrümmungsradius vorgeschrieben ist, eine Kante, an der hohe Knickspannungen auftreten. Als Bruno Eisler sich weigerte, den Kessel zu genehmigen, wurde das Problem „österreichisch“ gelöst: Eisler ging in Pension und sein gefügiger Nachfolger im Amt erteilte die Genehmigung, wie gewünscht.

Erdbebengefahren

Es muß 1972 gewesen sein, als sich ein deutliches Erdbeben ereignet hatte. Mein Freund und Kollege, Martin Steiner im Institut für Zoologie an der BOKU meinte, es sei ganz wichtig, eine Pressemeldung über die Erdbebengefährdung des Standortes Zwentendorf zu machen. Walther Soyka, der in diesen Dingen Erfahrung hatte, war aber nicht in Wien, und so blieb die Sache zu

meinem Mißvergnügen an mir hängen. Martin ließ keine Ausflüchte gelten und legte mir einige Daten zu den Erdbeben dieser Region in den letzten Jahrhunderten vor. So blieb mir nichts anderes übrig, als die APA anzurufen und eine Presseerklärung abzugeben. Es war schon nach 17 Uhr und ich ging danach bald heim. Am nächsten Morgen kam ich fröhlich pfeifend nichts ahnend ins Institut, wo mich alsbald der Kanzleidirektor Dr. Friedrich Weiß wutschnaubend anrief und mich fragte, wie ich dazukäme, in seinem Namen Pressemeldungen zu verbreiten, für die er dann zurechtgewiesen werde. Rektor Kar hätte ihn gerade zuvor „zusammengestaucht“. Was war geschehen? Am Vormittag des Vortages hatte Dr. Friedrich Weiß einen erdbebenbedingten Gebäudeschaden an die Gebäudeverwaltung gemeldet. Als die APA nach meiner Pressemeldung gegen Abend dann routinemäßig rückgerufen hat, bekam sie den Portier der BOKU ans Telefon, der auf die Frage, ob die Meldung über das Erdbeben von Dr. Weiß gekommen sei, geantwortet hat: „Ja, von Dr. Friedrich Weiß“, denn er bezog die Frage auf den Gebäudeschaden. Als dieses Mißverständnis aufgeklärt war, zeigte sich Fritz Weiß versöhnlich und erzählte mir, was im Fernsehen gelaufen war: In der Sendung Zeit im Bild hatte man einen schönen Beitrag gestaltet. Man zeigte eine Karte mit den eingezeichneten Epizentren der Beben und gab dem ganzen der Titel: „Die Hochschule für Bodenkultur äußert Zweifel am Reaktorstandort.“ Ich rief nun den Rektor an und fragte kleinlaut, ob er mich zu sprechen wünsche, was er entschieden bejahte. Man kann sich denken, daß mir nicht wohl in der Magengrube war, als ich den Gang zum Rektor antrat. Zu meinem Glück hatte er seinen Zorn bereits an Dr. Friedrich Weiß – zu dem er ohnehin ein gespanntes Verhältnis hatte – abregiert. Es gelang mir, ihn davon zu überzeugen, daß ich die Meldung in meinem Namen gemacht und nur als Dienstadresse die BOKU genannt hatte. Während meiner Anwesenheit im Büro des Rektors läutete ständig das Telefon und er mußte zahlreiche empörte „hohe Herren“ die ihm wegen des Fernsehbeitrags Vorhaltungen machten, beschwichtigen. Rektor Kar erwies sich als fair und verständnisvoll und die Sache hatte kein Nachspiel.

Systemanalyse des Gesundheitswesens in Österreich

Es war 1973, als ich noch Assistent an der BOKU war, da gewann mich ein Kollege aus dem Institut für Lebensmitteltechnologie zur Mitarbeit an einem recht bemerkenswerten Projekt. Dr. Dieter Knorr gehörte einer Gruppe engagierter junger Wissenschaftler an, die vom Bundeskanzleramt einen Auftrag hatten, in interdisziplinärer Weise eine Systemanalyse des Gesundheitswesens in Österreich zu erstellen. Es handelte sich dabei um eine gesellschaftskritische Arbeit, es ging um soziale Fragen, um finanzielle Fragen, aber auch um die Problematik, wie auf verschiedene Weise die Gesundheit geschädigt wird, beispielsweise über Ernährung, aber auch Umweltfaktoren. Das war der Grund, warum Kollege Knorr mich angesprochen hatte, denn er wusste, dass ich mich mit Umweltfragen befasste, und er fragte bei mir an, ob ich bereit wäre, Gesundheitsschädigung durch Umweltfaktoren im Rahmen dieser Studie zu bearbeiten. Ich erklärte ihm damals, dass ich gemeinsam mit meinem Freund und Kollegen Edi Gruber an einem wissenschaftlichen Taschenbuch arbeitete, mit dem Titel „Radioaktivität und Umwelt“ für den Gustav-Fischer-Verlag in Stuttgart, und dass ich voll und ganz mit dieser Tätigkeit ausgelastet sei. Ich bot allerdings an, Radioaktivität als Krankheitsfaktor exemplarisch zu behandeln. Man lud mich ein, vor dem Projektteam die Idee zu erläutern und der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. So machte ich mich mit Edi Gruber ans Werk, das Thema: „Radioaktivität als Krankheitsfaktor, gesellschaftliche Probleme einer expandierenden Kernenergieproduktion“ zu behandeln. (Bei den am Projekt beteiligten übrigen Kollegen handelte es sich durchwegs um so genannte „Linke“, angefangen von Peter Fleissner, der den Systemzusammenhang wissenschaftlich bearbeitete, über Peter Kreisky, aber auch der Soziologe Silvio Lehmann war mit dabei).

Eine Vorgabe für unsere Arbeit war, dass sie systemkritisch und gesellschaftskritisch sein sollte, und das hat sich insbesondere Edi Gruber nicht zweimal sagen lassen. Er hatte immer schon einen Hang zu ätzenden Bemerkungen. So sparten wir in unserer Arbeit nicht mit kritischen Kommentaren zu den herrschenden Zuständen. Beispielsweise nahmen wir wie folgt zu dem Strahlenschutzgesetz Stellung, dem Strahlenschutzgesetz, das immer mit Stolz als beispielhaft vom Gesundheitsministerium angesprochen wurde. Wir schrieben: „Was vor Inkrafttreten des Strahlenschutzgesetzes verboten war, nämlich Menschen zu nichtmedizinischen Zwecken zu bestrahlen, ist seitdem erlaubt. Um diesem Sachverhalt auch in der Benennung des Gesetzes Rechnung zu tragen, wäre es von Strahlenschutzgesetz zu Bestrahlungserlaubnisgesetz umzubenennen.“ Wir sparten auch nicht mit kritischen Bemerkungen zu der österreichischen E-Wirtschaft und hatten auch einige beinahe klagefähige Passagen in unserer Arbeit, z.B. sprachen wir von quasi kriminellen Methoden der Kraftwerkspropaganda und erläuterten dies auch anhand von Beispielen. Allerdings schränkten wir ein, kriminell vielleicht nicht aus juridischer Sicht, wohl aber von der Sache her.

Es gab dann auch noch eine ganze Reihe von Passagen, in denen wir uns kritisch mit Äußerungen der damaligen Gesundheitsministerin Ingrid Leodolter und dem zuständigen Sektionschef Dr. Herbert Pindur auseinandersetzten. So hat z.B. Ingrid Leodolter in einer öffentlichen Veranstaltung in einer sehr bezeichnenden Weise den Vorrang der Energiewirtschaft vor der Gesundheitssicherung dokumentiert. In einer Veranstaltung zu Beginn ihrer Amtszeit, es war vermutlich 1972, die unter dem Titel stand „Umweltschutz heißt Überleben“, hatte ich der Frau Ministerin in der Diskussion die folgende Frage gestellt: „Wie ist es zu verantworten, die Bestrahlung der Bevölkerung per Gesetz zuzulassen, wo man doch weiß, dass selbst niedrige Dosen Krebs, Leukämie und Erbschäden auslösen können, einzig und allein zu dem Zweck, dass man Kernkraftwerke bauen und betreiben kann?“ Die Antwort der Frau Ministerin war klar und einfach: „Es ist eine Tatsache, dass sich der Stromverbrauch alle 10 Jahre verdoppelt und danach müssen wir uns richten.“ Auch die Situation im Zusammenhang mit der Genehmigung des Kernkraftwerks haben wir kritisch und zum Teil auch ätzend kommentiert. Das amikale Verhältnis, das zwischen den Antragstellern, der Vertreter der Gemeinschafts-Kernkraftwerk Tullnerfeld Ges.m.b.H und den Beamten im Ministerium herrschte. Unsere Arbeit wurde fertig und rechtzeitig mit den übrigen als Forschungsbericht abgegeben. Als wir unser Kapitel „Radioaktivität als Krankheitsfaktor“ abgeschlossen hatten, sandten wir es an die übrigen Projektteilnehmer aus und bei der Schlussbesprechung wurde über alle Beiträge auch diskutiert. Es war für Edi und mich eine aufbauende Erfahrung, als wir bemerkten, wie engagiert die übrigen jungen Wissenschaftler unseren Standpunkt nicht nur verstanden, sondern auch geteilt haben, und wie sie gleich mit ihrer soziologischen, „linken“ Eloquenz unsere Kritik mit ihren eigenen Worten weitergetrieben haben. Bei dieser Gelegenheit habe ich Silvio Lehmann zum ersten Mal persönlich getroffen, ich kannte ihn nur aus dem Fernsehen im Zusammenhang mit der 68er Studentenbewegung und er war mir – als einem zuvor erzkonservativen Jungwissenschaftler – wegen seiner Respektlosigkeit gegenüber Universitätsprofessoren recht unangenehm aufgefallen. Als er aber unsere gemeinsamen Gegner, die Herrschaften von der Atomwirtschaft und der E-Wirtschaft scharfzüngig und eloquent durch den Kakao gezogen hat, wurde mir richtig warm ums Herz. Silvio Lehmann war mir auf Anhieb sympathisch. Mir war zum ersten Mal klar, wie wichtig es ist, gemeinsam an einem Strang zu ziehen, und dass das Gemeinsame einem sehr stark hilft, Missverständnisse zu überwinden oder sogar Aversionen zu vergessen. Andersdenkende besser kennen zu lernen ist in den meisten Fällen bewusstseinsweiternd. Diese Art Lernprozesse waren ja in der Folgezeit ganz besonders wichtig in Österreich und die oft von der Obrigkeit her künstlich vertieften Gräben zwischen „links“ und „konservativ“ usw., die wurden in der Basisbewegung in einem gemeinsamen Vorgehen gegen Bedrohungen sehr wirksam überwunden.

Doch nun zurück zu der Radioaktivität als Krankheitsfaktor. Der Bundeskanzler erhielt pünktlich die Studie und diese Studie wurde, wie das ja das Schicksal aller solcher Studien ist, zunächst einmal schubladiert. Edi und mir war das gar nicht recht, denn es steckte eine Menge Arbeit in diesem Kapitel und zweitens hatten wir auch keinen Schilling für die Arbeit gesehen, denn als man uns zur Mitarbeit gewonnen hatte, war der Kuchen bereits unter den anderen verteilt. Wir hatten damals erklärt, unseren Beitrag auch unentgeltlich zu leisten. Nun wollten wir aber nicht, dass unsere Arbeit in einer Schublade verstaubt und holten beim Projektleiter das Einverständnis ein, mit unserem Kapitel selbständig nach Bedarf an die Öffentlichkeit gehen zu dürfen.

Es war damals, 1975, in Deutschland die erste große Auseinandersetzung mit gewaltfreiem Widerstand um das Atomkraftwerk Wyhl am Oberrhein. Damals gab es eine Platzbesetzung. Bauern, vor allem aber Bäuerinnen aus der Nachbarschaft haben gewaltlos protestiert, haben dort am Bauplatz eine Besetzung vorgenommen, und man hat dort die zunächst vorhandenen Berührungsängste mit linken Studenten aus Freiburg erfolgreich überwunden. Damals herrschte ja in der ländlichen Bevölkerung noch eine ziemliche Aversion gegen langhaarige, Jeans tragende, verdächtig ausschauende linke Studenten. Aber auch hier hat das gemeinsame Ziel sehr rasch gezeigt, dass das Verbindende bei weitem stärker ist als das Trennende. Diese Platzbesetzung in Wyhl wurde gewaltsam von der Polizei beendet, es gab ganz schlimme Szenen, die zum Teil auch fotografisch und filmisch dokumentiert worden sind. Wasserwerfer sind aktiv geworden, es war Februar, es war kalt und mit scharfen Wasserstrahlen hat man die Leute vom Platz gejagt, es hat sich sogar ereignet, dass einer Frau das Kleinkind, das sie getragen hatte, aus den Armen gespritzt worden ist. Diese Szenen haben große Empörung in der Bevölkerung ausgelöst. Am Wochenende danach sind 40.000 Menschen beim Bauplatz erschienen, beim Bauplatz, der schon von Polizei bewacht und mit Stacheldraht umschlossen war. Die Menschen haben sich aber nicht abschrecken lassen, sie sind teilweise durch brusttiefes Wasser gewatet (im Februar!) und sind in großen Scharen über den Zaun auf das Gelände eingedrungen. Dieses engagierte Vorgehen hat die Polizei so demoralisiert, dass sie den Rückzug angetreten hat. Die Bevölkerung hat den Bauplatz wiederum unter Kontrolle gebracht. Die Begeisterung war groß, man hat in der Folge ein so genanntes Freundschaftshaus gebaut. Dieses Freundschaftshaus war ein Symbol des gewaltlosen Widerstandes.

Zu dieser Zeit war auch in Österreich die Atomkraft wiederum ein Gegenstand der Medienberichterstattung, und wir hielten den Zeitpunkt für günstig, unsere Studie unters Volk zu bringen. Wir haben einige hundert Exemplare drucken lassen und an verschiedene Zeitungen, an verschiedenste uns bekannte Journalisten ausgeschickt, z.B. an Franz Ortner der damals mit seinen Vorarlberger Nachrichten, im „Ländle“ sehr engagiert den Widerstand gegen die Atomkraft unterstützt hat. Das hängt damit zusammen, dass in der Schweiz in Rüthi, nahe an der österreichischen Grenze, nur wenige hundert Meter von der Grenze entfernt, ein Atomkraftwerk in Planung war und sich ganz Vorarlberg vehement dagegen engagiert hat. Franz Ortner hat also eine unserer Broschüren bekommen, aber auch mein Ex-Studienkollege Paul Uccusic, der damals beim Kurier Redakteur war, und viele andere auch. Auch Roland Machatschke vom Aktuellen Dienst im Hörfunk hat eine solche Studie bekommen. Roland Machatschke hat Edi Gruber und mich eingeladen, im Journal zu Gast Stellung zu nehmen, es war damals gerade diese Platzbesetzung in Wyhl und wir haben aus unserer Sicht die Problematik der Atomkraft kommentiert und österreichische Bezüge hergestellt.

Eines Morgens sagte Hedi, meine Frau: „Du Peter, es ist ein interessanter Artikel in der Zeitung“. Ich nahm diese Zeitung zur Hand und war zunächst einmal tief erschrocken. Mein Kollege Paul Uccusic hatte unter dem Titel „Fachleute im Auftrag Kreiskys: Kriminelle Methoden der Kraftwerkspropaganda“ alle ätzenden Kommentare und kritischen Bemerkungen, die man auf unseren 60 Seiten finden konnte, in einen Zweispalter komprimiert. Auch der Sektionschef Dr. Pindur kam dabei beachtlich zum Handkuss. Ich las diesen Artikel und war einigermaßen bestürzt, denn ich war mir darüber im Klaren, dass dieser Artikel eine Welle der

Empörung im Establishment auslösen würde und dass dies unser kleines Institut existenziell gefährden würde. Ich habe daher unverzüglich meinen Freund Bernd Lötsch, der ja der Leiter des Instituts für Umweltwissenschaften und Naturschutz war, angerufen und habe ihm gesagt, du Bernd, es ist etwas Schlimmes passiert. Seine Reaktion war: „Ist irgendetwas mit deiner Familie?“, nein gar nicht, habe ich antwortet, aber in der Zeitung ist ein Artikel erschienen, der unangenehme Folgen haben wird. „Na lies mal vor“. Als ich ihm den Artikel vorgelesen hatte, meinte er: „Naja, der Artikel ist ja gar nicht schlecht, habt ihr das auch geschrieben?“ „Ja, das haben wir geschrieben“. „Umso besser, weil nichts ist dümmer als wenn man sich für Dinge entschuldigen muss, die man gar nicht gesagt hat“. Soweit, so gut. Ich war wieder einigermaßen beruhigt, als ich diese aufrechte und mutige Haltung meines Freundes Bernd Lötsch erlebt hatte. Am gleichen Tag, als Bernd im Büro war, rief Sektionschef Herbert Pindur an und fragte Bernd mit eisiger Stimme, ob denn das, was da in der Zeitung stünde, auch in der Studie geschrieben ist. Bernd Lötsch bejahte und fügte gleich hinzu: „Herr Sektionschef, das ist normalerweise einer der Momente, wo sich Institutsleiter von ihren Mitarbeitern zu distanzieren pflegen, bei uns ist das aber nicht der Fall. Wir können alles, was wir geschrieben haben, auch beweisen.“ Klick! Pindur hat aufgelegt. Es war wirklich großartig, mit einem so engagierten Freund wie Bernd in so ernsten und problemgeladenen Fragen zu kooperieren. Man merkt ja die Qualität der Freunde immer dann, wenn es hart auf hart geht.

Unser Aufsatz, unsere Studie Radioaktivität als Krankheitsfaktor hat aber noch andere Effekte gehabt. Es war Pressestunde im Fernsehen und Bundeskanzler Bruno Kreisky wurde von Journalisten in verschiedenen Themenbereichen „ausgequetscht“. Einer der Journalisten war auch Franz Ortner, der Chefredakteur der Vorarlberger Nachrichten. Plötzlich, während der Pressestunde, zog er unsere Broschüre heraus – das war noch vor diesem Kurier-Artikel – und konfrontierte Kreisky mit folgender Aussage: „Herr Bundeskanzler, da haben ja Wissenschaftler in Ihrem Auftrag eine Studie verfasst“... und da stehen diese und diese Dinge drin. Kreisky war durch nichts aus der Ruhe zu bringen, und obwohl ich sicher bin, dass er diese Studie, die schon wochenlang im Bundeskanzleramt gelegen war, nicht gelesen hatte, und dass er nicht wusste, was da alles im Detail drinnenstand, hat er geistesgegenwärtig geantwortet: „Jaja, wir geben auch kritischen Wissenschaftlern die Möglichkeit zu forschen, und es ist sehr wichtig, dass man verschiedene Probleme von allen Seiten beleuchtet, um vernünftige Entscheidungen treffen zu können“. Ortner hat dann noch weiter gebohrt und die Möglichkeit einer Volksabstimmung in der Frage Zwentendorf angeschnitten. Kreisky hat dazu einige brummige Bemerkungen gemacht, aber jedenfalls wurde zum Thema Volksabstimmung damals schon einiges gesagt. Die Studie Radioaktivität als Krankheitsfaktor hat somit einiges an Bewegung in die Kernenergiesituation gebracht, und es war daher auch nicht verwunderlich, dass man sich im Reaktorzentrum Seibersdorf bemüht hat, unsere Arbeit herunterzumachen. Prof. Grümm, damals wissenschaftlich-technischer Geschäftsführer des Reaktorzentrums, hat eine Gruppe von Wissenschaftlern zusammengerufen und erklärt, es müsse da jetzt eine Entgegnung verfasst werden. Ich weiß davon, weil einer der Beteiligten sich bei mir gemeldet hat und mir diese Dinge berichtete. Grümm hat dann selber eine sehr polemische Stellungnahme verfasst und die Namen aller Teilnehmer dieser ersten Arbeitsbesprechung als Autoren dazugeschrieben. Ein Kollege, der mir davon berichtet hat, erzählte mir auch, dass damals einige der Mitarbeiter sich vereinnahmt gefühlt hatten durch Grümm, denn sie konnten sich mit der Polemik nicht identifizieren. Der Kollege hat mir auch erzählt, dass er Grümm bei der ersten Vorbesprechung, als es um die Kritik an unserer Arbeit ging, ein wenig provoziert hat. Er legte ostentativ ein Exemplar unserer Arbeit mit einer persönlichen Widmung vor sich auf den Tisch. Grümm hat ihn prompt gefragt: „Sie kennen den Weish?“ Und er hat geantwortet: „Ja, ich kenne ihn, ich habe eine gute Gesprächsbasis zu ihm, und das soll auch so bleiben.“

Das Endprodukt, die Grümmsche Polemik aus Seibersdorf unter den Namen einige vereinnahmter Wissenschaftler als Mitautoren, habe ich nie im Original zu Gesicht bekommen, es war das ein vertrauliches Papier, das allerdings in Ministerien herumgereicht wurde. Mir ist nur eine Passage bekannt, die mir durch eine Indiskretion zugespielt wurde. In unserer Studie Radioaktivität als Krankheitsfaktor haben wir darauf verwiesen, daß im Zivilisationsmilieu die natürliche Auslese eingeschränkt ist und es zu einer ständigen Akkumulation von Erbschäden kommt. Daher ist der Zustrom an Neumutationen, ausgelöst durch mutagene Substanzen, so gering wie möglich zu halten. Diese im Grunde selbstverständliche umwelthygienische Aussage hat Grümms zum Anlass einer Diffamierung verwendet. In seiner polemischen Schrift findet sich der Satz: „Die auf Seite ... geübte Klage über mangelnde Auslese erinnert peinlich an Rassenideologie“. Die vielen Beamten, die diese Schrift bekommen haben, haben sicher nicht die Gelegenheit gehabt, im Original nachzulesen und zu erkennen, dass Grümms die Grundaussage in einer ganz widerwärtigen Weise pervertiert hat. Solche Untergriffe sind allerdings immer wieder vorgekommen. Damals hat man ja die wissenschaftlich schon ganz klar erwiesenen Zusammenhänge zwischen Niedrigstrahlung und Langzeitschäden wie Krebs und Leukämie, aber auch Erbkrankheiten, offiziell nicht akzeptiert. Z.B. hat die damalige Gesundheitsministerin Dr. Ingrid Leodolter, zuständig auch für die Genehmigung von Zwentendorf, einmal öffentlich erklärt: „Bei Radioaktivität ist es so wie bei den meisten Genussmitteln - dosiert eingenommen ist sie völlig unschädlich“. Ich habe das damals auch meinem ehemaligen Studienkollegen Paul Uccusich mitgeteilt, und er hat prompt eine Glosse im „Kurier“ mit dem Titel „Genussmittel Radioaktivität“ geschrieben.

Die Regierungskampagne zur Kernenergie.

Man muss es der Regierung Kreisky lassen: Die Regierungskampagne Kernenergie war eine großartige Sache. Unser Institut wurde damit beauftragt, eine Liste von Fragen zusammenzustellen, die im Zusammenhang mit der Inbetriebnahme des Kernkraftwerks Zwentendorf zu stellen und zu beantworten sind. Vorwiegend Edi Gruber und ich entwickelten eine lange Liste von Fragen, die vor der Inbetriebnahme zu klären seien. Diese Fragen wurden dann im Wirtschaftsministerium (ich glaube, das hieß damals „für Industrie und Technik“ und hatte eine Energiesektion) überarbeitet. Ein junger Physiker namens Helmut Hirsch wurde angestellt, um die Aufklärungskampagne vorzubereiten und zu begleiten. Bei unserer ersten Begegnung ersuchte mich Helmut Hirsch um Material, das Atomfragen kontroversiell behandelt aber er fügte gleich hinzu, dass er in diesen Fragen anderer Meinung sei, als ich. Als gesellschaftlich interessierter „Juso“ dauerte es bei ihm gar nicht lange, bis er die Atomkraft und ihre Betreiber mit ganz anderen Augen sah und noch während der Kampagne war er bereits ein „Atomkritiker“. Sein weiterer Lebensweg führte ihn nach Deutschland, wo er sich zu einem hochkarätigen kritischen Sachverständigen in Atomfragen entwickelte. Er organisierte das „Gorleben Hearing“, gründete die „Gruppe Ökologie“ in Hannover und arbeitet heute als freischaffender Nuklearexperte in Deutschland.

Man strukturierte diese Fragenliste, entschärfte manche Fragen ein wenig und gruppierte sie zu Themenbereichen: Wirtschaftlichkeit, Unfallrisiko, Atommüll, und auch biologisch-medizinische Fragen. Insgesamt waren es zehn Teilbereiche und man installierte zu jedem dieser Themen eine Arbeitsgruppe. Unser Institut als eine Institution, an der kritische Wissenschaftler tätig waren, wurde aufgefordert, kompetente atomkritische Leute zu all den Themenbereichen zu benennen. Das war gar nicht so einfach, denn es sollten womöglich Universitätsprofessoren sein, und in der damaligen Zeit war es schwierig, entsprechende Leute in Österreich und in Deutschland aufzutreiben. Aber es ist dann doch recht gut gelaufen. Diese Regierungskampagne Kernenergie startete in Wien, und mir sind diese Veranstaltungen heute noch zum Teil sehr lebhaft in Erinnerung. Der Publikumsandrang war enorm und entsprechend angeheizt auch die

Stimmung. Zum ersten Mal war damals an der TU Wien auch ein hoher Prozentsatz von linken Studenten anwesend. Die Veranstaltung geriet völlig außer Kontrolle – es gab Pfeifkonzerte, Zwischenrufe, eine für uns damals völlig ungewohnte Stimmung bei einer Veranstaltung zur Atomkraft. Auch der Diskussionsleiter, ein Professor der Physik, Karl Lindtner, konnte mit der neuen Situation nicht gut umgehen. Nervös stellte er eingangs fest, dass es bei der Kernenergie viel Gegen und Wider gäbe, was Heiterkeit im Publikum auslöste. Eine großartige Schilderung, die die Stimmung dieser Veranstaltung unüberbietbar wiedergibt, wurde damals von Michael Siegert im Neuen Forum geschrieben. Hier das Zitat: „Lindtner wird hektischer, die antiautoritäre Meute treibt sein Gestammel vor sich her... Vorm Absturz klammert er sich noch an die letzten Fetzen seiner Weisheit: Strahlendosen, Curie, Dosisleistungen. Dann gibt Lindtner auf und schickt einen Inder ins Gefecht, den „Strahlenschutzfachmann“ Dr. Gupta vom Kernforschungszentrum in Karlsruhe. Gupta parodiert die Wissenschaft: Infantile Zeichnungen, Erklärungen, die Triviales auswalzen und Kompliziertes mystifizieren. Das Deutsch ist holprig, der Projektor funktioniert schlecht – Inder oder nicht, der Harlekin des Strahlenschutzschwindels wird weggebuht“. Die Stimmung im Saal war vor allem deshalb so angeheizt, weil die Polizei vor Beginn der Veranstaltung versucht hatte, einen Teil des Publikums nicht in den Saal zu lassen, der erst zu einem Drittel gefüllt war. Es gab draußen Sprechchöre und Andrängen an die Polizisten; es war eine gefährliche Situation. Ich war selber nachher über mich betroffen, denn auch ich hatte draußen in der Masse stehend angeschoben und die Menschenmenge an das Gebäude heranpressen geholfen. Später erst wurde mir bewußt, daß die Polizisten an die großen Glasscheiben gepreßt worden waren und wenn eine Scheibe zu Bruch gegangen wäre, hätte es böse Verletzungen geben können. Dementsprechend war dann auch die Stimmung im Saal und die Veranstaltung ist völlig außer Kontrolle geraten. Es gab auch erwähnenswerte Gespräche am Rande solcher Veranstaltungen. Um Atomgegner besser einschätzen zu können, fragte einmal ein höherer Beamter des Bundeskanzleramtes Bernd Lötsch: „Sie sind doch sehr konservativ?“ „Ich bin getauft, falls Sie das meinen...“, antwortete Bernd. „Nein, ich meine, Sie stehen doch ziemlich weit rechts?“ fragte der Beamte. Bernds Antwort war: „Das ist alles relativ... sicher nicht so weit rechts, wie der Herr Bundeskanzler!“

Das Interessante bei dieser Aufklärungskampagne der Bundesregierung war aber, dass auch die anderen Veranstaltungen, die jeweils in den Landeshauptstädten stattfanden, immer anders ausgingen als geplant. Die Planung zielte ja darauf ab, in der Öffentlichkeit klarzustellen, dass es sich bei der Kernenergie um eine unglaublich komplizierte Technik handle, zu der nur Experten etwas Sinnvolles aussagen könnten.

Eine dieser Veranstaltungen fand in Linz statt. Rund um das Gebäude – ich glaube, es war die Brucknerhalle – standen verschiedenste Gruppen von Demonstranten mit Transparenten und Informationsschriften, die sie verteilten. Darunter war auch die Gruppe Linzer Maoisten, und die hatten ein Transparent, auf dem zu lesen war: „Im kapitalistischen System wird die Kernenergie unter Gefährdung der Bevölkerung ausgebaut“. Ich sprach einen der Aktivisten an und sagte, es drängt sich bei diesem Transparent dann der Satz auf: „Baut sozialistische Atomkraftwerke!“ Ja, hat er gemeint, das wäre auch wichtig. Es entspann sich dann eine ziemlich lange Diskussion, bei der nicht viel herauskam, außer dass eine Revolution notwendig sei, die das menschenverachtende kapitalistische System überwindet. Ich meinte dazu, gegen eine Überwindung dieses Systems hätte ich nichts einzuwenden, und sie sollen nur ihre Revolution machen. Da entstand dann natürlich große Ratlosigkeit, wie macht man eine Revolution? Und ich versuchte die Knaben davon zu überzeugen, dass eine sanfte Revolution auf dem Wege einer menschenfreundlichen Technik vielleicht ein sinnvoller Weg sein könnte.

Unter den Aktivisten, die Flugzettel austeilten, war Asta Krejci, eine fesche Frau aus Enns. Sie hatte Flugblätter mit einem Cartoon am Titelblatt, das Menschen in Strahlenanzügen zeigte, und dort, wo's benötigt wird, hatte der eine Mann im Vordergrund, einen Wasserhahn mit Griff, und er sagte: „Hand auf's Herz, so einen hohen Lebensstandard hatten wir noch nie“. Dieses

Flugblatt offerierte Asta einem der Diskussionsteilnehmer, nämlich dem Herrn Dr. Martin Held von der Kernkraftwerksplanungsgesellschaft. Held zögerte zuerst, und dann aber griff er zu und nahm dieses Flugblatt mit den Worten an sich: „Ich bringe es meiner Frau mit, die hat einen Hang fürs Makabre“. „Das wundert mich nicht“, sagte Asta Krejci schlagfertig, „denn sie ist ja schließlich mit Ihnen verheiratet“.

Drinne im Saal setzte ich mich unter die Zuhörer, meine Teilnahme am Podium war erst an der letzten Veranstaltung über medizinisch-biologische Fragen vorgesehen. Ich wollte daher nicht unangenehm auffallen, denn meine „Wissenschaftlichkeit“ war am Ende der Kampagne gefragt. Noch vor Beginn der Podiumsdiskussion sprach mich der Vorsitzende der Linzer Maoisten an und fragte mich, ob ich einverstanden sei, wenn man mich zum Diskussionsleiter erwählen würde. Ich erklärte ihm, dass ich das eher nicht wolle, denn wie schon gesagt, wollte ich für die letzte Veranstaltung als seriöser Wissenschaftler und nicht als unberechenbarer Aktivist und „Revoluzzer“ angesehen werden. Die Podiumsdiskussion verlief wie üblich, Pro- und Kontrastellungen der Podiumsteilnehmer, und dann die offene Diskussion. Es wurden Fragen beantwortet. Dabei kamen nur Fragen dran, wie z.B. „Wird ohne Kernkraftwerk die Stromversorgung aufrechtzuerhalten sein?“ und ähnliche dumme Fragen. Die richtig unangenehmen und schwierigen Fragen wurden verschleppt und zurückgehalten (die Fragen mussten nämlich schriftlich eingereicht werden).

Der Maoistenhäuptling stand plötzlich auf, hob sein Megaphon und sagte sinngemäß: „Diese undemokratische Vorgangsweise lassen wir uns nicht mehr gefallen, es werden alle wichtigen Fragen verhindert, ich fordere Sie daher auf, meine Damen und Herren, verlassen wir diese Veranstaltung“. Daraufhin erhoben sich rund die Hälfte der Leute aus dem Publikum und gingen hinaus. Ich fand diese Vorgangsweise höchst interessant und positiv, weil sie sehr klar die Unzufriedenheit mit dem Diskussionsleiter zum Ausdruck gebracht hatte. Dann hörte man aber draußen plötzlich ein lautes Triumphgeschrei und kurz darauf öffnete sich wieder die Tür und die vielen Leute kamen wieder herein. Sie setzten sich aber nicht auf die Sitze, sondern erstiegen das Podium und bildeten einen dichten Ring um die Podiumsteilnehmer. Der Diskussionsleiter war natürlich sehr verlegen und kam ein wenig ins Stottern. Die Veranstaltung ging entsprechend schleppend weiter, es lag irgendetwas in der Luft, man wusste nicht genau was, und jedenfalls war die Regie auf das empfindlichste gestört. Nach vielleicht einer Viertelstunde erhob der Maoist wiederum sein Megaphon und verkündete laut: „Wir haben uns dieses undemokratische Theater jetzt lange genug gefallen lassen, ich schlage vor, wir wählen einen eigenen Vorsitzenden, und ich schlage den Herrn Dr. Tisserand vor“.

Dr. Tisserand, war ein anerkannter Arzt, Medizinalrat in Linz und einer der engagiertesten und kenntnisreichsten Natur- und Umweltschützer Österreichs. Er war einer der frühen Personen, die die Strahlenproblematik in Zusammenhang mit der menschlichen Gesundheit genau verstanden hatten. Der Vorsitzende verließ verdattert das Podium und auch die Pro-Redner für die Kernenergie folgten ihm. Kurz danach löste sich die gesamte Veranstaltung auf. Ich hatte das Gefühl, dass die Regie, die da von dem Maoisten ausgegangen war, sehr sehr erfrischend war und in klarer Form auch die Unhaltbarkeit dieser obrigkeitstestierten Abläufe erwiesen hat. Zu meiner Freude erfuhr ich dann später, dass die Idee zu diesem ganzen Manöver von meinem lieben alten Freund Alfred Tisserand gekommen war. Dass er selber den Vorsitz übernehmen sollte, daran hatte er wohl nicht gedacht.

Die Sache hatte noch ein Nachspiel, denn die Staatspolizei hat sich eingeschaltet und versucht, die Hintergründe dieses „schändlichen“ Schauspiels zu erforschen. Alfred Tisserand wurde vorgeladen und immer wieder gefragt, wer denn hinter dem ganzen gestanden wäre, wer daran schuld ist, daß diese Veranstaltung in dieser Weise geplatzt ist? Alfred Tisserand wusste selbstverständlich, dass man den Maoisten von ihm benannt haben wollte, der natürlich behördenbekannt war, und man wollte, dass er ihn belastet. Aber der schlaue alte Fuchs Alfred ging den Stapo-Leuten nicht in ihre plumpe Falle. Er antwortete immer, ja natürlich der

Diskussionsleiter ist schuld, weil er so manipuliert hat, dass den Leuten schließlich der Kragen geplatzt ist. Es war das ein Beispiel der sehr wichtigen Solidarität der verschiedenen Organisationen. Die Maoisten und der Österreichische Naturschutzbund hatten zwar eine gemeinsame Antiatomlinie, aber sonst sind sie einander in vielen Fällen gegenseitig hinderlich gewesen.

Die Dramaturgie dieser Regierungskampagne Kernenergie bestand ja nicht nur in den öffentlichen Veranstaltungen, sondern darüber hinaus und vorbereitend in Arbeitsgruppensitzungen der jeweiligen Diskussionsgruppen. Das war ein sinnvolles Modell, denn die Fachleute unterschiedlicher Einstellung zur Kernenergie hatten ausführlich und ohne Zeitdruck und ohne Rechtfertigungszwang gegenüber einem Publikum die Gelegenheit, einander ausführlich ihre Standpunkte zu erläutern und den anderen entsprechend aufmerksam zuzuhören. Dabei wurde eine Konsensbasis gebildet und es war dann auch möglich, die divergierenden Standpunkte klar und verständlich herauszuarbeiten. Es wurde auf diese Weise vermieden, dass Leute aneinander vorbeireden.

Ich hatte in vorbereitenden Diskussionen vor unserem öffentlichen Auftreten der Gruppe „medizinische und biologische Fragen“ auch Gelegenheit, interessante Erfahrungen zu machen. Eine unserer Sitzungen fand im Atominstitut der Österreichischen Hochschulen statt, einer „Hochburg“ der Atomfreunde. Den Vorsitz unserer Gruppe hatte der angesehene Physikochemiker Prof. Engelbert Broda, der zunächst einmal der zivilen Anwendung der Kernenergie positiv gegenübergestanden hatte und lediglich die Atomwaffen abgelehnt hatte. Was die Atomwaffen betraf, war Broda allerdings sehr engagiert, er war langjähriges Mitglied der Pugwash-Bewegung. 1975 schrieb er in der Zeitschrift „Naturwissenschaften“ einen sehr beachteten Artikel mit dem Titel „Eine Welt aus Plutonium?“ Darin schilderte er klar die, wie er sie nannte, Probleme höherer Ordnung, die sich auf gesellschaftlicher und politischer Ebene aus einer industriellen Verwendung der Kernkraft ergeben. Vor ihm hatte ja schon 1974 der Pugwash-Präsident Hannes Alfvén klar ausgeführt, dass die militärische und die zivile Atomindustrie nicht voneinander zu trennen sind, dass sie „siamesische Zwillinge“ seien. In der erwähnten Sitzung der Gruppe „medizinische und biologische Fragen“ im Atominstitut war als Berater auch ein Vorstand des Atominstuts, Prof. R. zugegen. Er verstand es mit seinen Aussagen, die ich leider erst am folgenden Tag als Unwahrheiten gegenüber Broda aufdecken konnte, ein wichtiges Unfallszenario aus der Diskussion auszuklammern. Die öffentliche Veranstaltung der Gruppe „Medizinische und biologische Fragen der Kernenergie“ hätte in Wien stattfinden sollen. Sie wurde aber wenige Tage vorher abgeblasen mit dem fadenscheinigen Hinweis, es hätte eine Bombendrohung gegeben. So kam es nie zu einer öffentlichen Diskussion über diesen Problembereich im Rahmen der Regierungskampagne Kernenergie. Ich glaube nämlich, dass dieser Fragenkomplex in der Öffentlichkeit sehr reges Echo gefunden hätte. Man muss ja generell betonen, dass erst mit der Regierungskampagne Kernenergie die Zeitungen in die Diskussion eingestiegen sind. Vorher war das ein viel zu heißes Eisen und man getraute sich nicht, die Probleme zu thematisieren. Erst die Regierungskampagne Kernenergie mit einer offiziellen kontroversiellen Diskussionsführung schaffte das öffentliche Klima zu einer Problematisierung der Kernenergie.

Viele Zeitungen widmeten sich nun dem Thema. In der Kronenzeitung schrieb Friedrich Graupe eine ganz beachtliche Kernenergieserie, für die er später auch einen Journalistenpreis ganz zu Recht erhalten hatte. Auch in anderen Zeitungen kamen Pro- und Kontrameinungen, sehr oft auch prägnant einander gegenübergestellt, zum Ausdruck. Nach der Volksabstimmung, zu der ja manche Kommentatoren meinten, das Volk sei überfordert gewesen, schrieb der Journalist Jens Tschebull, es sei dies die Wahl gewesen, bei der bisher am meisten Sachinformation geboten worden war. Ich glaube, damit hat Jens Tschebull den Nagel auf den Kopf getroffen und im Gegensatz zu manchen sonstigen Meinungen in Umweltfragen, die er von sich gegeben hat, etwas grundlegend Richtiges geschrieben.

Konzern-Scientists

In den Siebzigerjahren wurde ja viel über Kernenergie diskutiert und es gab auch etliche Podiumsdiskussionen von privaten Veranstaltern. Eine davon wurde von Viktor Gruen, einem engagierten alten Architekten organisiert. Er bekam Geld vom Wirtschaftsministerium und gleichzeitig die Auflage, weder Löttsch noch Weish dürften bei dieser Veranstaltung einen Piep sagen. Wir durften lediglich bei der Vorbereitung und bei der Organisation mitwirken.

Ansonsten hatten wir einen Maulkorb verpasst bekommen, den Viktor Gruen, unser alter Freund, zwar etwas verlegen aber doch an uns weiterreichte. Es gab eine prominente Besetzung – Der Nobelpreisträger Hannes Alfvén aus Schweden war anwesend, aber auch der prominente deutsche Atompionier Wolf Häfele aus Karlsruhe.

Wir hatten zu dieser Veranstaltung Vertreter der amerikanischen „Union of Concerned Scientists“ eingeladen, einer Gruppe von Wissenschaftlern und Technikern, die spezielle Schwachstellen der Kernkraft thematisierten. Dan Ford war einer der Vertreter dieser Gruppe in Wien. Er hatte ein großes Plakat mitgebracht, ein Manifest, das einen Aufruf zahlreicher Fachleute gegen die Ausbreitung der Kernkraft enthielt. Wolf Häfele stellte in der internen Diskussion ein Argument dagegen, und zwar dass es auch andere „Concerned Scientists“ gäbe, nämlich solche, die sich Sorgen um die Energieversorgung ohne Kernenergie machten und daher für die Kernenergie eingetreten seien. Dieses ebenfalls aktuelle internationale Manifest kannten wir und versuchten, die beruflichen Hintergründe einiger der Unterzeichner aufzuklären, was uns auch noch vor der Pressekonferenz gelungen ist. Wir konnten auch einen Journalisten dazu bringen, dass er gezielt eine diesbezügliche Frage an Prof. Häfele richtete.

Als nun in der Pressekonferenz Dan Ford das große Manifest in Form eines gedruckten Plakates entrollte und ausführte, welche Bedenken gegen die Kernkraft von den prominenten „Concerned Scientists“ vorgebracht wurden, da fragte nun der Journalist, ob es auch Manifeste für die Kernenergie gäbe. Das war das Stichwort für Prof. Häfele, der sagte, selbstverständlich gibt es auch Manifeste von Wissenschaftlern für die Kernkraft und das seien auch „Concerned Scientists“, weil sie sich Sorgen über eine Energieversorgung unserer Gesellschaft machen würden. Bernd Löttsch meldete sich damals zu Wort und sagte in unüberbietbarer Prägnanz: „Das sind keine „Concerned Scientists“, sondern „Konzern-Scientists“, und er konnte auch einige dieser „Scientists“ in ihrer Abhängigkeit von Nuklearfirmen bloßstellen – diesbezügliche Informationen vrtdsnkten wie dem Nobelpreisträger George Wald. Unter dem Manifest waren sie nur mit Universitätsadressen in Erscheinung getreten. Als Häfele, einigermaßen in Verlegenheit gebracht, sich bemühte, zu retten, was noch zu retten war und erklärte, dass sich in Schweden eine Reihe von Atomwissenschaftlern für die Kernkraft ausgesprochen hatten, lachte Hannes Alfen nur und sagte: „Das sind doch die Angestellten der Atomindustrie gewesen!“ Häfele bekam einen roten Kopf und war stocksauer. Im Kurier stand am nächsten Tag ein netter Bericht, in dem unter anderem geschrieben war: „Häfeles Ausführungen gingen im Gelächter unter. Später hat er kaum noch geantwortet“. Kritische Reporter leben unsicher; diese Berichterstattung hat dem Journalisten damals seine Anstellung gekostet.